Die ängstliche Dodo

Raoul Auernheimer


UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY

Die ängstliche Dodo

Von Raoul Auernheimer sind bisher erschienen:

Rosen die wir nicht erreichen. Ein Geschichtenband. 2. Aufl.

Renée. Sieben Kapitel eines Frauenlebens. 2. Aufl.

Lebemänner. Novelle. 2. Aufl.

Die Verliebten. Novellen. 2. Aufl.

Die große Leidenschaft. Lustspiel.

Die Dame mit der Maske. Dialoge.

Sämtlich im Wiener Verlag.

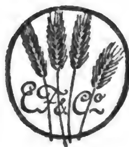
Zeichnung zum Umschlag und zum Originaleinband von Julius Klinger

Die ängstliche Dodo

Novellen

von

Raoul Auernheimer



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1907

Inhalt



Die ängstliche Dodo

„Jetzt muß ich mich aber um meinen Mann umschauen," sagte Dodo aufatmend, als der lange Walzer nach einem letzten jubelnden Lustschrei jäh geendet hatte, schmerzhaft rasch, wie die Walzer enden. Und Leutnant Berndi, ihr schlanker Tänzer, nahm ihren zarten weißen Arm behutsam und galant unter den seinen und sagte mit seinem hübschen Lächeln, das, von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln herabgleitend, den Umriß eines Herzens in dieses frische Gesicht zeichnete: „Also meinetwegen — suchen wir den Mann mit dem Dolch!" So nämlich nannte Leutnant Berndi seit langem Dodos Gatten, aber Dodo erschrak noch immer darüber, wenn er es tat. Denn sie hatte eine heillose Angst vor dem gestrengen Herrn Gemahl und war davon durchdrungen, daß er es völlig ernst meine — das mit dem Dolch. Indessen der Leutnant lachte nur, gut gelaunt, wie man über eine treffende Bemerkung lacht, und seine jungen Augen blitzten wie geschliffen.

Der Spitzname paßte nämlich wirklich vorzüglich

1*

auf den kaiserlichen Rat Doktor Radstätter, der in der Tat immer so aussah, als trüge er Dolche bei sich. Der Doktor war einer dieser feierlichen, namenlos eingebildeten Männer, die man an der steifen Haltung, dem gepflegten Vollbart und dem indignierten Blick erkennt. Aus guter Familie, von Haus aus reich, schön und mit einem schokoladebraunen Bart behaftet, der Würde ausströmte und Vertrauen einflößte, war er, wie so viele, mehr durch die Vorzüge, an denen er unschuldig war, als durch erworbenes Verdienst, mehr durch seinen Bart als durch sein Talent, in jungen Jahren zu einer ausgezeichneten Stellung emporgestiegen, und tat sich wie alle, denen dies gelungen ist, unendlich viel darauf zugute, als wäre es ausschließlich sein Verdienst. Er war einer dieser Männer, die allzeit bedenken, was sie sich, ihrer Stellung und ihrer Zukunft schuldig sind, die sich nie aus den Augen verlieren, nie vergessen, langsam und gemessen sprechen, immer vor einem Publikum, immer für die Welt, und die nur sehr selten und ungern lachen, weil das Lachen gemein macht. Wenn Doktor Radstätter sich zu einem konvenabeln Gelächter entschloß, weil die Situation es erforderte, so bewegte er mit einer gewissen Herablassung den Bart, während seine Augen zu sagen schienen: ‚Seht her, ihr lieben Leute, jetzt lache ich, ich, der kaiserliche Rat . . . Aber ihr dürft darum nicht glauben, daß ich lustig bin.‘ Und wie um dies zu beweisen, hörte er dann plötzlich auf, als wollte er sagen:

‚Genug gelacht!‘ und machte nun eine Zeitlang ein doppelt strenges und ernsthaftes Gesicht, um den gefährdeten Respekt rasch wieder in Sicherheit zu bringen. Ja, er war einer dieser unausstehlich humorlosen Gesellen, die immer die Stirne runzeln, wenn sie gelacht haben. Und von dem vielen Runzeln waren zwei unfreundliche Falten über der Nasenwurzel stehen geblieben und eine gekränkte Strenge in den hochmütigen Augen, deren Blick sich bei jedem geringfügigen Anlaß mit Dolchen bewehrte.

Ganz anders war Dodo, eine geschreckte Blondine, demütig und sanft in jeder Bewegung, mit bescheidener Kopfhaltung, milden, runden Mondscheinaugen, auf denen immer ein Tränlein schwamm, und einem stillen Mund, in dessen leicht vertieften Winkeln immer ein Lächeln schlief, um beim geringsten Anlaß aufzuspringen und über das zarte Gesicht zu laufen. Wie kam dieser düstere Mann zu dieser hellen Frau? Vielen hatte es geschienen, als hätte er damals, als er sie heimführte, zum ersten Mal in seinem Leben etwas getan, was nicht berechnet und zu seinem Vorteil herzlos ausgeklügelt war. Denn die kleine Dodo war Maschinenschreiberin in seinem Bureau und seine Geliebte gewesen. ‚Er ist doch ein Ehrenmann!‘ sagten da die Leute. Allein sie irrten. Er war doch ein Egoist, und auch in diesem Falle, so sehr der Schein dagegen sprach, ließ er sich nur aus Berechnung hinreißen. Er hatte Dodo, deren Schüchternheit sein feierlicher

Vollbart und die priesterliche Würde, in die er sich kleidete, ungeheuer imponierte, seinerzeit, als sie ihm gefiel, einfach genommen, fast ohne Widerstand zu finden, wie ein Sperber einen Spatzen nimmt. Dann, als das Unglück geschehen war und Dodo, die aus gutem Hause war, ängstlich vom Heiraten zu sprechen anfing, denn dazu ist keine Frau zu schüchtern, kündigte er ihr einfach in ihrer doppelten Eigenschaft als Geliebte und Maschinenschreiberin den Dienst und verbot ihr sein Haus. Richtig, nach ein paar Wochen kam sie ‚gekrochen‘, ganz wie er es erwartet hatte, um sich ihm ein zweites Mal bedingungslos auszuliefern. Er imponierte ihr eben in einer Weise, daß es schon an Liebe grenzte. Aber diesmal war der schöne Mann nicht mehr so ohne weiteres zu haben. Vielmehr ließ er sich, bevor er sich ergab, einen Revers von Dodo unterschreiben, in dem sie erklären mußte, daß sie aufs Heiraten ausdrücklich verzichte und auch sonst keinerlei Ansprüche an ihn stelle. Und dann, nachdem sie sich ihm solcherart gebunden auf Gnade und Ungnade ausgeliefert hatte, überkam ihn eines Tages die selbstherrliche Laune, Dodo zu heiraten, obwohl oder vielleicht gerade, weil sie selbst nicht mehr daran dachte. Warum auch nicht? Er war reich und konnte sich den Luxus erlauben, arm zu heiraten, was zudem in der Gesellschaft immer Effekt macht. Und Dodo war die hübscheste blonde Puppe, die er jemals in den Armen gehalten hatte, und war ihm schon als Geliebte namenlos

ergeben. Nun, da er sie zu seiner Frau erhob, würde sie seine Sklavin werden. Er verpflichtete sie so ungeheuer durch diese scheinbar generöse Handlungsweise, daß sie, was immer er ihr in Zukunft antun mochte, in seiner Schuld bleiben mußte. Und diese Gewißheit war ihm eine Mitgift wert.

Als er ihr seinen hochherzigen Entschluß mitteilte, fiel sie buchstäblich vor ihm in die Kniee und küßte seine Hand. Und diese Gebärde, deretwillen er sie vielleicht heiratete, blieb denn typisch für diese Ehe eines großen Herrn, der sich den Spaß gemacht hatte, ein ganz armes Mädchen zu nehmen. Nicht nur, daß er sich von ihr buchstäblich anbeten ließ, er versagte es sich auch nicht, bei schicklichen Gelegenheiten taktvoll zu erwähnen, wie viel er für sie getan. Mindestens einmal in der Woche bekam sie es aufs Brot gestrichen: „Was wär' aus dir geworden, wenn ich dich nicht geheiratet hätte?“ . . . Worauf Dodo nichts zu erwidern wußte und nur demütig das Köpfchen senkte. Aber manchmal genügte ihm das nicht, und es überkam ihn diese gewisse Lust am Wehetun, die ihn schon als Knaben bestimmt hatte, den gefangenen Maikäfern die Beine auszureißen. Von irgend einem kleinen geringfügigen Versehen ausgehend, begann er die Marter, begann zu zupfen und zu zerren und wußte die Quälerei kunstgerecht zu steigern, bis Dodos runde Augen naß wurden. Dann spielte er gewöhnlich seinen letzten Trumpf aus: „Natür-

lich, jetzt weinst du. Wenn jemand zuhörte, müßte er glauben, daß ich Gott weiß wie herzlos bin!“ — „Du bist auch herzlos.“ — „Gewiß!“ erwiderte er schneidend, „Beweis, daß ich dich geheiratet habe!“ . . . Er ging indigniert aus dem Zimmer, und bald darauf kam sie gekrochen und bat ihn unter sanften Küssen um Verzeihung. War das nicht ein Vermögen wert?

Dabei war diese schöne blasse Frau mit der sanften Stimme und den sanften, verschleierten Augen fortwährend der Gegenstand verliebter Huldigungen. Sie besaß eben dasjenige, was den Männern oft gefährlicher wird als Jugend und Schönheit, den weiblichsten aller weiblichen Reize und darum den siegreichsten: die Demut. Der kaiserliche Rat sah diese Huldigungen und nahm sie als ihm dargebracht entgegen, genau wie der römische Hausherr dasjenige, was der Sklave erwarb, als sein Eigentum betrachtete. Daß diese schmeichelhaften Aufmerksamkeiten, die in einem so schroffen Gegensatz zu den ehelichen Mißhandlungen standen, auf Dodo Eindruck machen könnten, daran dachte der Mann mit dem Dolche wohl gar nicht. Und wenn er daran dachte, so kam er zu dem Schlusse, zu dem Gecken seiner Art immer kommen: einen Mann wie mich betrügt man nicht. Er war also, nach dem Wort einer Dame, die sich darauf verstand, vollkommen reif in dieser Hinsicht.

Dennoch geschah ihm Jahre und Jahre hindurch nichts, und daran war in letzter Linie doch der Dolch

schuld. Nämlich, klug und berechnend, wie er in allem war, hatte er auch in dieser Hinsicht geschickt vorgebaut und seiner Frau, deren Ängstlichkeit er wohl kannte, schon vor Jahren, als er sie in die Gesellschaft einführte, einmal gesagt: ‚Wenn mich meine Frau betrügen würde, ich würde sie töten.‘ Was er so wild hervorstieß und wobei er so effektvoll die Brauen zusammenzog und die Luft so grausam mit den Blicken durchlöcherte, daß sie ein Schauer überlief, der in der Folge immer wiederkehrte, wenn die Verführung nahte. Furchtbar feig und nicht übermäßig klug wie Dodo war, bildete sie sich nämlich wirklich ein, daß sie in diesem Falle sterben müßte, und sie liebte das Leben. Darum sagte sie es den Leuten, die es anging, lieber gleich. Und die meisten Herren waren wohlerzogen genug, diese Mitteilung mit gebührender Ernsthaftigkeit entgegenzunehmen. Nur Leutnant Berndi hatte sofort darüber gelacht, mit diesem sorglosen, übermütigen und melodischen Leutnantslachen, das ihm eigen war und das Dodo so sehr gefiel. . . . Und eben jetzt lachte er wieder.

„Pst!“ sagte Dodo, und ihr Arm zuckte nervös. „Mein Mann!“

Wirklich stand zwei Schritte vor ihnen, auf der Estrade, der kaiserliche Rat in einer Gruppe von Herren, die den Minister umringten.

„Er hat es gehört,“ flüsterte Dodo.

„Aber keine Idee,“ sagte der Leutnant mit seinem

leichten ungarischen Akzent. „Sehen Sie denn nicht, daß er dem Minister vorgestellt werden will? Da hört und sieht er nichts, grad wie der Auerhahn, wenn er balzt. Das ist seine Balz.“

Was für respektlose Vergleiche Berndi für ihren Mann hatte! Dodo wurde ganz blaß. Aber er zog sie weiter, an der Estrade vorbei, und sie ließ sich ziehen. Er wußte so hübsch zu plaudern, von einem Walzer zum andern, und er führte famos. Und Dodo ließ sich so gerne führen. Sie schloß dann die Augen und tauchte unter in dem verliebten Brausen des Balles.

* * *

Ein paar Wochen später, an einem dieser verirrten Frühlingstage, die dem Februar vom Mai erzählen und deren warmer Atem in den Herzen der Menschen die Sehnsucht nach dem Frühling erweckt, dessen berauschendes Parfüm der Wind schon über die Dächer weht — an einem solchen gefährlichen Tage, gegen Abend, strebte Dodo mit dieser graziösen Hast, die ihr auf der Gasse eigen war, an der Votivkirche vorüber, die ihre mächtigen Türme wie zwei ungeheure Schwurfinger feierlich in den dunklen Himmel reckte. Plötzlich hörte sie einen Säbel munter klirren, und eine brünette Stimme mit ungarischem Akzent sagte:

„Küss' die Hand, gnädige Frau!“

Leutnant Berndi salutierte und schlug die Hacken zusammen, wobei die Sporen leise und melodisch klirrten.

„O, Herr Leutnant!“ Sie streckte ihm zaghaft, mit ihrem geschreckten Lächeln, die Hand entgegen, die er küssen wollte, was sie jedoch nicht erlaubte.

„Sie laufen ja!“ sagte er. „Wie auf der Flucht!“

„Es ist schon spät!“ sagte sie und bemühte sich, nach der Uhr hinüberzusehen, wobei ihm auffiel, wie blaß sie wieder war, und wie tief gebettet diese schönen Augen lagen. Offenbar hatte sie wieder Streit gehabt und hatte geweint. Es gab oft Zank und Tränen in dieser Ehe, das wußte der Leutnant

„Halb sechs!“ sagte er. „Es ist schon beinahe dunkel. Darf ich Sie ein Stück weit begleiten?“

„O, bitte sehr!“ Und errötend fügte sie hinzu: „Mein Mann hat morgen Geburtstag, und ich will ihm etwas kaufen.“

„Was denn?“

„Ja, wenn ich das wüßte. Raten Sie mir!“

„Was kann Ihr Mann noch vermissen?“ sagte er mit einem Spitzbubenlächeln.

Sie senkte lächelnd die großen Lider, was sie so entzückend kleidete. „Antiquitäten,“ sagte sie, „sind seine besondere Leidenschaft. Irgend einen Bronzegegenstand möchte ich ihm kaufen, etwas für den Schreibtisch oder fürs Rauchzimmer — Waffen vielleicht . . .“

„Waffen?“ rief der Leutnant. „Halt, ich hab's! Einen Dolch! Sie müssen ihm einen Dolch kaufen!“

„Einen Dolch?“ fragte sie zweifelnd.

„Ja, einen malayischen Dolch! . . . Erst gestern habe ich ihn in der Auslage gesehen, in dem Antiquitätengeschäft gleich hier um die Ecke. . . . Kommen Sie, gnädige Frau. Hoffentlich liegt er noch dort.“

Unterwegs blieb er stehen.

„Obzwar,“ sagte er mit seinem Spitzbubengesicht, „bei den bekannten Grundsätzen Ihres Herrn Gemahls . . . Also, ich weiß doch nicht, ob Sie ihm eine so tödliche Waffe in die Hand geben sollen . . .“

Sie lachte: „Ich habe ein gutes Gewissen.“

„Also — im schlimmsten Fall ist er ja auch als Papiermesser zu verwenden,“ sagte der Leutnant, „wie jeder Dolch.“

Schon standen sie vor dem Fenster des Antiquitätenladens, hinter dem zwischen einem Tintenfaß, das das Grab Napoleons vorstellte, und einem Aneroidbarometer samt Etui friedlich der malayische Dolch lag.

„Ihr Herr Gemahl hat Glück!“ sagte der Leutnant.

Sie traten zusammen in diesen von Teppichen, Möbeln und altem Kram überfüllten kleinen Laden, den dieser gewisse scharfe und muffige Es-war-einmal-Geruch der alten Dinge durchzog. Hinter dem Ladentisch saß eine ältliche, dicke Frau, eine Antiquität unter vielen

und die wertloseste von allen, denn die Frauen gehören leider nicht zu den Dingen, die die Patina wertvoller macht.

„Haben Sie ein Tintenfaß?" fragte der Leutnant. Dodo schaute ihn verwundert an, aber er sagte leise: „Lassen Sie mich nur." Da merkte sie, was für ein Schalk er war, und ließ ihn gewähren.

Die Frau erhob sich ungern und brachte mehrere Tintenfässer herbei, auch das napoleonische. Gleichgültig stellte sie sie nebeneinander und gab durch ihr sichtlich blasiertes Lächeln zu erkennen, daß sie sich bezüglich des finanziellen Resultats des bevorstehenden Handels keinerlei Illusionen hingebe. Sie tat überhaupt so, als gäbe sie sich nur widerwillig mit dem Antiquitätenhandel ab, ohne persönliches Interesse, aus Gefälligkeit gleichsam.

„Nein," sagte der Leutnant, nachdem er die Tintenfässer gemustert hatte. „Das ist nichts. Vielleicht ein Papiermesser . . ." Er schaute Dodo an, die ihm vertraut zulächelte. Die List brachte sie ihm näher.

Die Ladnerin brachte seufzend einige Papiermesser, ein venetianisches mit Mosaikinkrustation und ein geschnitztes, aus Elfenbein, auf dem ‚Hallstatt' stand.

Der Leutnant griff nach dem Dolch und besah ihn prüfend.

„Ein malayischer Dolch," sagte die Frau.

„Ich weiß," sagte Berndi gleichgültig und legte die Waffe beiseite. Die Ladnerin schaute ihn an und lächelte

kaum merklich. Sofort wußte sie, daß es ihm um den Dolch zu tun war.

Alsbald begann der Handel.

„Was kostet der Dolch?“ fragte der Offizier nachlässig.

„Achtzig Kronen!“ sagte sie scharf, worüber der Leutnant nur ganz schwach lächelte. Aber die Frau schwor, daß er sie selbst nicht viel weniger koste, daß er einzig in seiner Art und dreihundert Jahre alt sei. All das beschwor auch die Tochter, die eben hereinkam, eine üppige Brünette, die sich gleichfalls aus Gefälligkeit im Antiquitätenhandel betätigte. Der Leutnant schaute den Dolch nochmals an und bot vierzig. Mutter und Tochter schrieen auf a tempo, wie bei einem Duett. Hierauf aber ließ die Mutter zehn Kronen nach, aus Sympathie für Dodo; aber die Tochter machte ihr Vorwürfe. Nun bot der Leutnant fünfundvierzig, und die Frau legte den Dolch gekränkt wieder in die Auslage zurück, worauf ein falscher Abgang auf seiten des Leutnants erfolgte. Schließlich überließ ihm die Antiquitätenhändlerin die Mordwaffe zum Preise von fünfzig Kronen, worüber die Tochter so indigniert war, daß sie wieder den Laden verließ.

Dodo hatte sich vorzüglich amüsiert. Als sie wieder hinaustraten, in die schon von gelbem Laternenlicht erhellte Gasse, sagte sie bewundernd: „Sie sind so versiert!“

Er war es wirklich, aber die Händlerin war es doch noch mehr. Denn der Dolch hatte die malayische Halbinsel nie im Leben gesehen, war billigste Imitation, vier Wochen alt und keine fünf Kronen wert.

Plaudernd schritt sie jetzt neben ihm her, den Dolch im Muff, als es plötzlich aus dem dunklen Himmel heftig zu regnen begann. „Um Gottes willen!“ rief sie in äußerster Besorgnis um den schönen Hut. „Ich hab keinen Schirm!“

„Ich auch nicht,“ sagte Berndi lustig. „Schad', daß man den Dolch nicht aufspannen kann.“

Ein leerer Wagen fuhr vorbei; der Offizier winkte ihm, stehen zu bleiben. „Steigen Sie ein, gnädige Frau,“ sagte er, die Wagentür öffnend.

Sie flüchtete in den Wagen, während er galant am Schlag stehen blieb trotz des immer heftiger strömenden Regens, der von seinem Mützenschirm wie von einer Dachtraufe herabfloß.

„Und Sie?“ fragte sie ängstlich.

„Ich werd' halt naß,“ sagte er, „das macht nichts.“

„Nein,“ sagte sie entschlossen. „Steigen Sie ein. Sie können ja mitfahren, bis es aufhört.“

Schon saß er neben ihr, schon fiel die Wagentür ins Schloß, und schon tat es ihr leid. Warum tat sie, zum ersten Mal seit sie verheiratet war, etwas, was ihr Mann nicht erfahren durfte? Weil der hübsche Berndi

so liebe, schlimme Augen hatte und das Herz im Gesicht, wenn er lachte? Eher, weil sie ihr Mann heute mittags wieder so unmenschlich gequält und sie dann, als sie ihn versöhnen wollte, zurückgestoßen hatte und zum ersten Mal, seit sie verheiratet waren, ohne Adieu zu sagen, fortgegangen war. Man sollte von einer schönen Frau nie im Bösen scheiden.

„Das ist aber lieb von Ihnen!“ sagte der Leutnant jetzt, nahm ihre Hand und küßte sie. Zerstreut ließ sie es geschehen. Erst als er die Hand immer wieder küßte, zog sie sie erschrocken zurück.

„Ein Glück, daß die Scheiben angelaufen sind!“ sagte sie mit einem besorgten Blick nach den Wagenfenstern, über die der Regen perlte.

„Niemand kann uns sehen!“ sagte Berndi und rückte näher.

Aber sie brachte die Angst nicht los.

„Wenn das mein Mann wüßte!“

„No, was wär' da?“

„Was da wäre?“ Ihre Miene verriet, daß sie auf das Äußerste gefaßt war. Da brach er los:

„Wissen Sie, was da wär'? Nichts wär'. G'rad weil er so viel davon redt. . . . Glauben Sie mir, ich kenn' diese Sorte von Männern: immer tun sie säbelrasseln, aber wenn's dazu kommt, kneifen sie. . . . Also, ich bin vollkommen überzeugt, der Herr kaiserliche Rat wird mit dem Dolch, den Sie ihm schenken, immer nur

Brief aufschneiden oder sich die Nägel putzen. . . . Also, ganz überzeugt bin ich."

„Glauben Sie wirklich?" fragte sie.

„Also — wetten?" sagte er sehr ernsthaft.

Sie mußte plötzlich lachen, und infolge der Erschütterung glitt der Dolch von ihren Knieen auf den Boden des Wagens.

„Jesus, der Dolch!" schrie sie.

Sie bückten sich beide gleichzeitig, und dabei berührte ganz zufällig sein schwarzer Schnurrbart ihre rosa Wange — das heißt, es wäre ja denkbar, daß der Leutnant im letzten Moment das Glück ein wenig korrigierte.

Am nächsten Morgen reichte Dodo ihrem Gatten das Stilett, der es huldvoll mit seinem ironischen Lächeln entgegennahm.

‚Wie ein Pascha!' dachte Dodo, zum ersten Mal kritisch gegen ihren Mann.

* * *

Seit dieser Zeit hatte Dodo, wenn sie mit ihrem Mann allein war, das immer wiederkehrende Verlangen, das Gespräch auf eheliche Untreue zu bringen. Augenscheinlich beschäftigte sie sich, mindestens theoretisch, viel mit dieser Frage.

Einmal, im Frühjahr, als sie mit ihrem Gatten nachts im Wagen aus einer Gesellschaft heimkehrte, an

der auch einer dieser Ehemänner teilgenommen hatte, die ‚es sind‘, wie die Franzosen sagen, was übrigens weder ihn noch seine Frau gehindert hatte, sich vorzüglich zu unterhalten, fragte Dodo, die Situation verallgemeinernd, wiederum, wie so oft in jüngster Zeit: „Was würdest du tun — in seinem Fall?“ Sie wollte es immer wieder hören.

Der kaiserliche Rat war in diesem Augenblick auf die Frage nicht gefaßt. Er war sehr schläfrig und gähnte gerade. Nachdem er ausgegähnt hatte, gab er sich einen Ruck und sagte entschlossen, wie es sich gehört:

„Umbringen!“

Dodo zuckte zusammen, und dann schaute sie eine Zeitlang träumerisch vor sich hin, während der Wagen rollte. Aber plötzlich drängte sie sich schmeichlerisch an seinen Arm, als suchte sie Schutz, und fragte unterwürfig:

„Wie?“

Der kaiserliche Rat, der in Gedanken bereits ganz wo anders war, bei seinem Expensar, begriff den Zusammenhang nicht. „Was — wie?“ fragte er.

„Wie du sie umbringen würdest?“

„Frag nicht so dumm!“ sagte er mürrisch und gähnte abermals.

Aber sie wollte es durchaus wissen. Es war wie in ihrer Kindheit, wenn es sie immer wieder zum Streichholzbehälter zog, um zu ‚zündeln‘, was Mama so streng verboten hatte. Sie nahm ängstlich ein Streichholz aus

der Schachtel und rieb es ganz schüchtern an der Reibfläche, und es brannte nicht an. Aber dann rieb sie immer stärker, bis es schließlich mit einem kleinen Knall lichterloh aufflammte, worüber sie dann regelmäßig so heftig erschrak, daß sie das Streichholz fallen ließ und Herzklopfen bekam. . . . Aber sie zündelte doch immer aufs neue, auch als sie kein Kind mehr war. Und auch mit dem Leutnant zündelte sie — seit langem.

Und jetzt zündelte sie mit ihrem Mann. Immer wieder fragte sie ‚Wie?‘ und wenn er dann ‚Erdrosseln‘, ‚Erschießen‘ oder auch ‚Erdolchen‘ schrie, je nach Laune, so bekam sie Herzklopfen wie bei jenem kleinen Knall des aufflammenden Zündholzes. Einmal, in einer besonders blutrünstigen Stimmung, sagte er gar ‚Zertreten!‘ Sie stellte sich das sofort vor, und dabei wurde ihr geradezu schlecht.

Doktor Radstätter, der nicht dumm war, ahnte natürlich den geheimen Zusammenhang dieses wachsenden Interesses für die Todesart mit den Huldigungen des Leutnants. Allein von der Voraussetzung ausgehend, daß man einen Mann wie ihn nicht betrog, was für ihn unumstößlich feststand, verfolgte er lediglich Abschreckungsprinzipien, wenn er Dodo das bevorstehende Ende ausmalte, und benützte die gute Gelegenheit, um sich an ihrer Angst zu weiden, wie er sich ja immer an ihrer Inferiorität grausam berauscht hatte. Gegen Berndi aber war er von ausgesuchter Freundlichkeit, denn er

wollte in diesem Falle wie in jedem anderen den Überlegenen spielen und nicht nur recht behalten, sondern auch noch die Bewunderung der Zuschauer einheimsen. Er wollte dem Leutnant etwas vorgeben, wie die Karambolspieler sagen; darum lud er ihn ein, ließ ihn mit Dodo allein und gab ihm jede nur mögliche Gelegenheit, sich mit seiner Frau auszusprechen. Und so erfüllte auch er dieses ewige Gesetz des Lebens, das den Gatten bestimmt, gegen den gefährlichsten Freund seiner Frau am liebenswürdigsten zu sein. Die einen tun es aus Dummheit, die andern, wie Doktor Radstätter, aus Raffinement. Aber jeder tut es und jeder mit dem gleichen Erfolg. Auch der kaiserliche Rat, der durchaus Katze und Maus spielen wollte, erkannte jählings, daß er die Maus sei.

Das war etwa drei Vierteljahre später an einem schönen, klaren Wintertag, an einem dieser kalten, weißen Tage, wo die Fensterscheiben so hübsch anlaufen, daß man fast nicht hindurchsieht — auch die Scheiben eines Fiakers. Trotzdem erkannte Doktor Radstätter, der sich nachmittags zu ungewohnter Stunde aus seiner Kanzlei zu einer bei einem Kollegen stattfindenden Konferenz begab, in einem vorüberfahrenden Wagen ganz deutlich seine Frau und neben ihr Berndi, der ihr eben die Hand küßte. Die Vorhänge des Wagens waren halb geschlossen.

Der kaiserliche Rat blieb stehen, nach Luft schnap-

pend. ‚Was tut man in einem solchen Fall?‘ fragte er sich. Mechanisch sah er dem Fiaker nach, der sich entfernte, langsam, wie solche Fiaker fahren. Dann faßte er einen Entschluß. Er winkte einem Einspänner, der eben leer vorüberstolperte. „Nachfahren!“ sagte er in guter Haltung. Der Einspänner verstand, lächelte freundlich und folgte den Spuren des Fiakers.

Die Verfolgung begann. Radstätter war sehr blaß und hatte zwischen den Brauen eine tiefe Furche — er sah das ganz deutlich in dem kleinen Spiegel des Wagens. Heftig zog er die Vorhänge herab und überlegte. Was tun? Dem Fiaker vorfahren, aus dem Wagen springen, den Schlag aufreißen, ‚Ha!‘ schreien? . . . Abgesehen davon, daß der Offizier einen Säbel hatte und der kaiserliche Rat nur einen Regenschirm, war ja damit, daß Dodo mit Berndi im Fiaker fuhr, eigentlich noch nichts bewiesen. Der kaiserliche Rat beschloß, zu warten. Und so humpelte der Einspänner des Gatten weiter hinter dem vornehm schwankenden Gummiradler der Gattin durch das Gewirr der lauten Straßen, an all diesen geschäftigen Menschen vorüber, die mit trüben oder heiteren Gesichtern einhergingen, ohne eine Ahnung zu haben von der Komödie, die sich mitten unter ihnen ereignete, dieser Komödie in zwei Abteilungen, die bei geschlossenen Vorhängen gespielt wurde.

Vor einem Hause in der Josefstadt, in dem der Leutnant wohnte, blieb der Fiaker stehen; der Einspänner

gleichfalls, in einer Entfernung von hundert Schritt. Der kaiserliche Rat beugte sich vor und sah zu, wie Dodo dem Wagen entstieg und in das Haus huschte. Hierauf fuhr der Fiaker weiter, um die Ecke. Was war das? Dodo allein? Schon wollte der kaiserliche Rat aus dem Wagen springen, seiner Frau nachlaufen, sie umbringen, als der Fiaker plötzlich wieder erschien, in gestrecktem Trab bis an das Haus zurückfuhr und dort mit einem eleganten Ruck stehen blieb. Alsbald sprang der Leutnant heraus, zahlte, warf einen bösen Blick nach dem Einspänner, der ihm nicht zu gefallen schien, schleuderte mit dem Bein den Säbel beiseite, daß er klirrte, und trat nun gleichfalls ins Haus. Und Doktor Radstätter blieb sitzen. Denn abgesehen davon, daß der Offizier noch immer einen Säbel hatte, war ja eigentlich auch jetzt nichts bewiesen. Nein, er mußte noch warten.

Der kaiserliche Rat wartete. Der Fiaker setzte sich in Bewegung und fuhr im Schritt an dem geschlossenen Einspänner vorbei, höhnisch, wie ein Fiaker an einem Einspänner vorbeifährt. Der aber blieb wie angefroren stehen, und sein Insasse überlegte. Jetzt mußte er noch eine Viertelstunde warten, sodann hinaufgehen, bei Leutnant Berndi anläuten und seine Frau erwischen. Ganz richtig! Wie aber, wenn niemand aufmacht? O, dann mußte er eben einfach die Tür eintreten. Eintreten! Leicht gesagt. Aber es gibt Türen, die man nicht eintreten kann — zum Beispiel, wenn innen eine Sicherheitskette

hängt. Ob der Leutnant wohl so eine Sicherheitskette hat? Radstätter verwies sich die dumme Frage, die der Situation so gar nicht entsprach, und begann darüber nachzudenken, ob man juristisch das Recht habe, jemanden gegen seinen Willen zu besuchen. Eigentlich ist das doch Hausfriedensbruch, und jedenfalls setzt es die Intervention der Polizei voraus. Die Polizei! Natürlich ist weit und breit kein Wachmann zu sehen, wie immer, wenn eine Übeltat geschieht. Er könnte telephonieren, hier aus dem kleinen Kaffeehaus, vor dem der Wagen steht, zum nächsten Kommissariat. Aber beim Aussteigen konnte ihn der Leutnant oder Dodo vom Fenster aus sehen, und dann war es keine Überraschung mehr. Und eine Überraschung sollte es doch sein? Natürlich. Übrigens — Polizei? Was ging denn das die Polizei an? Was er mit den beiden zu reden hatte, war doch eine Privatsache. Das haben wir drei miteinander auszumachen, sagte er feierlich zu sich selbst: Das geht sonst niemanden etwas an, keinen Menschen auf der ganzen Welt, nur mich, Dodo und Berndi. Berndi? Warum Berndi? Ist es nicht eigentlich ungerecht, diesen jungen Mann für etwas verantwortlich zu machen, was doch jeder andere an seiner Stelle gewiß auch getan hätte? War er nicht einfach ein Werkzeug? ... Es war ja gewiß nicht leicht, gerade jetzt, in diesem Augenblicke gegen dieses Werkzeug nicht ungerecht zu sein. Der kaiserliche Rat bemühte sich

wenigstens, es nicht zu werden. Und er beschloß, wie immer die bevorstehende Unterredung verlaufen mochte, ein Pistolenduell zu vermeiden. „Ich habe Wichtigeres zu tun, als mich mit so einem Lausbuben zu schießen,' sagte er sich und strich sich selbstgefällig den Bart.

Dabei blickte er wieder in den Spiegel. Er war schon bedeutend weniger blaß. Ja, man sah ihm eigentlich gar nichts an. Jetzt, während ihn seine Frau betrog, sah er aus wie alle Tage. Nur die Krawatte hatte sich ein bißchen verschoben. Er richtete die Krawatte. . . . ‚Welche Seelengröße!' staunte er dabei. ‚Welche Selbstbeherrschung!' . . . Selbstbeherrschung! Das war das Wort. Das Schicksal hatte ihn in eine große Situation hineingestellt, groß mußte er sich auch benehmen. Daß er Berndi weiterleben ließ, war ja gewiß sehr schön von ihm, aber es war nicht alles. Er wollte es überhaupt vermeiden, mit ihm über diese Sache zu reden. Er wird sich gar nichts merken lassen und ihm in Zukunft einfach nicht mehr die Hand geben. Das ist ungefährlich und vornehm. So benimmt sich ein betrogener Ehemann, der sich zu benehmen weiß. Verachtung! Wortlose Verachtung! Das ist das Richtige.

Zum dritten Mal blickte er in den Spiegel. Merkwürdig, man sah ihm noch immer nichts an. Und gerade jetzt. . . . Er stellte sich das vor. Und auf einmal überkam ihn eine wahnsinnige Sehnsucht nach den weißen Reizen dieser blonden Frau, nach ihrer sanften

Umarmung, ihren inbrünstigen Küssen. . . . All das hatte jetzt der andere, dieser Sch . . .! ‚Halt!‘ beschwichtigte sich der kaiserliche Rat, ‚beleidigen wir ihn nicht, lassen wir ihn einfach aus dem Spiel, schalten wir ihn ganz aus! Ich werde ihm nicht mehr die Hand geben. . . . Die ganze Sache geht nur mich und Dodo an!‘ . . . ‚So ist es,‘ wiederholte er sich, ‚das haben wir zwei miteinander auszufechten. Ja, aber wie? Nun, das war klar: Dodo mußte sterben. Das verdiente sie, und außerdem hatte er es ihr versprochen. Sie erwartete es von ihm. Sowie er von der Sache zu sprechen anfing, mußte er sie auch umbringen. Jawohl, das mußte er! Schon sah er sich mit gezücktem Dolch, schon sah er Blut über diese weiße Frauenbrust rinnen. . . .

Und er schwelgte noch in dieser rotweißen Vision, als der Einspännerkutscher bescheiden den Kopf hereinstreckte:

„Bitt schön, gnä Herr, wart'n ma no lang?“

„Warten? Worauf?“ Da er Berndi leben lassen und Dodo umbringen wollte, brauchte er doch gar nicht hinaufzugehen. ‚Morde zu Hause!‘ dachte er. Er konnte sich den Weg und diese ganze unangenehme, gemeine Szene ersparen. Skandal zu machen, war niemals seine Art gewesen. Er haßte die großen Szenen, bei denen man so leicht das Gleichgewicht verliert. Doktor Radstätter wußte jetzt, woran er war, er wußte, was er zu tun hatte. Hier aber hatte er nichts verloren. Rasch

entschlossen, gab er dem Kuscher die Adresse seines Kollegen, den er besuchen wollte.

Und er kam zwar etwas verspätet, aber immerhin noch früh genug dort an, um einen maßgebenden Zusatz zugunsten seines Klienten in dem Statut der zu errichtenden Faßdaubengesellschaft durchzusetzen.

* * *

Am Abend, als er heimkam, empfing ihn Dodo wie alle Tage. Mit gesenkten Augen ging sie ihm entgegen und reichte ihm demütig die Wange zum Kusse. Fast hätte er gewohnheitsgemäß mit dem Bart darüber hingestreift, aber zur rechten Zeit besann er sich.

„Was hast du?“ fragte sie erschrocken.

„Schnupfen!“ sagte er mürrisch.

Irgend etwas hielt ihn davon ab, jetzt, vor dem Nachtmahl, die Szene zu beginnen. Es erschien ihm stillos. Und außerdem stieg aus der Küche durch den Speisenaufzug ein feiner Bratengeruch herauf, und er hatte Hunger. Warum sollte er Dodo die Mahlzeit verderben, sterben mußte sie so wie so. Folglich war es eine unnütze Grausamkeit.

Das Henkersmahl begann, still und schmerzhaft ungemütlich, wie so viele Mahlzeiten in den letzten Jahren. Dodo machte einige schüchterne Versuche, eine Konversation in Gang zu bringen, gab es aber schnell wieder

auf, da er nicht antwortete und nur immerzu seinen finsteren Blick in ihre Augen bohrte. Und nun begann das Schweigen, dieses gräßliche, verstockte Schweigen von Ehegatten, die sich nichts mehr zu sagen haben und die nur der Dienstboten wegen an einem Tisch sitzen bleiben, um den Schein zu wahren, dieses fürchterliche Schweigen, unter dessen Druck der Zorn und Haß und die Verzweiflung wachsen und immer mächtiger anschwellen, wie der Dampf in einem Kessel, dessen Ventil gesperrt ist — bis sich die ungeheure Spannung schließlich doch noch einen Ausweg schafft — oder den Kessel sprengt.

Der kaiserliche Rat starrte seine Frau noch immer an und fuchtelte mit dem Messer. Er hält das Messer wie einen Dolch, dachte Dodo schaudernd und senkte den Kopf, demütig auf alles gefaßt. Aber im nächsten Augenblick schon fuhr sie empor, denn ein Blutstropfen war ihr auf die Wange gespritzt — von dem Beefsteak nämlich, das auf Radstätters Teller lag und in das er das gezückte Messer gestoßen hatte. Nun schob er den Teller wütend zurück.

„Halb roh!“ fauchte er. „Das muß noch einmal in die Küche.“

Das war das Ventil; der Kessel war gerettet. Dodo läutete erleichtert. Dann, während das Beefsteak überbraten wurde, wechselte sie unterwürfig sein Gedeck, ängstlich, jedes Geräusch vermeidend, mit duldender Gebärde

und gesenktem Blick. Er folgte ihr mit den Augen. Wie schön sie war! Nie war sie ihm schöner erschienen. Sie trug ein duftiges Hauskleid, aus dessen weißem Spitzensaum der zarte Hals und die vollen Arme verführerisch hervorblühten. Sie war runder geworden, wie überhaupt ihre blasse Schönheit sich merkwürdig entfaltet hatte seit dem vergangenen Sommer. Dodo hatte ihn auf dem Semmering verbracht. Es fiel dem kaiserlichen Rat ein, wie viel Gewicht sie darauf gelegt hatte, einmal in der Nähe von Wien, in seiner Nähe ihren Landaufenthalt zu nehmen. . . . Und Berndi war den ganzen Sommer in Bruck gewesen.

‚Sie muß sterben!‘ beschloß er neuerdings, indem er das überbratene Beefsteak langsam zu verspeisen begann.

Aber am nächsten Morgen lebte sie noch immer. Und sie war rosiger denn je, blonder und verführerischer denn je, als sie ihm beim Frühstück gegenüber saß mit ihren schimmernden Augen und dem Goldhelm ihres prachtvollen Haares, das wie poliert in der Sonne glänzte. Und sie waren ganz gut miteinander und plauderten sogar, und es fiel ihm ein, daß er jetzt nicht einmal mehr auf Scheidung klagen konnte, nach allem, was mittlerweile vorgefallen war. . . . Aber das war vielleicht ganz gut so. Ohnehin war es ihm lieber, wenn ihm jeder andere Ausweg abgeschnitten und er gezwungen war, sie zu töten. Freilich, die Sache hatte sich über Nacht kompliziert, denn,

wenn er sie jetzt umbrachte, so war es bereits Mord, gestern nachmittags oder sogar abends bei der ersten Begegnung wäre es noch Totschlag gewesen, ein Verbrechen aus Leidenschaft, das die Geschworenen immer zu entschuldigen bereit sind. Heute hingegen — ja, als Jurist konnte er es sich nicht verhehlen, daß sich seine Situation bedenklich verschlechtert hatte. Dennoch blieb ihm keine andere Wahl. Sobald er zugab, daß er etwas wußte, mußte er Dodo umbringen. Sie erwartete das von ihm, sie glaubte daran, es war gleichsam ihre Weltanschauung. Was immer er sonst tun mochte, mußte sie notgedrungen enttäuscht sein und mußte allen Respekt vor ihm verlieren. Das aber wollte er nicht, der eitle Mann, alles, nur das nicht! Und weil er das nicht wollte, und weil er sich mit Berndi nicht schlagen wollte, und weil es lächerlich gewesen wäre, eines Tages ein Gespräch zu beginnen: ‚Ich weiß ganz gut, daß du mich am 7. Dezember vorigen Jahres betrogen hast — ich red nur nichts davon' — so tat er schließlich gar nichts und machte diese Sache, die er zuerst zu dritt, dann zu zweit hatte ausmachen wollen, am Ende mit sich allein aus, wie so viele Männer, die in ihre Frauen verliebt sind, und die, anstatt sich mit ihnen zu verfeinden, lieber so tun, als merkten sie nichts, weil das zu nichts verpflichtet.

Aber wie alle Frauen, die in dieser Lage sind, merkte auch Dodo schließlich, daß er nichts merken wollte.

Und von diesem Augenblick an war es aus und geschehen. Sie konnte es ihm nicht verzeihen, daß er sie leben ließ, und so sehr sie sich des geschenkten Daseins freute, so sehr trug sie es ihrem Gatten nach, daß er ihren Kinderglauben so schmählich getäuscht hatte, und ließ es ihn auch bei jeder Gelegenheit fühlen. Ängstlich war sie ja schon lange nicht mehr, aber allmählich wurde sie geradezu frech, genierte sich gar nicht mehr, und wenn er das Geringste zu sagen wagte, so fuhr sie ihm gleich über den Mund und schrie mit ihm, ganz wie er früher mit ihr geschrieen hatte. Und er kroch ihr nach, ganz wie sie früher ihm nachgekrochen war, aber es gelang ihm nicht mehr, ihr Vertrauen zu erwerben; vergebens bettelte er vor den Toren ihrer Liebe, die Tore blieben geschlossen. Da wurde er zärtlich, fing an, ihr Geschenke zu machen, ihr den Hof zu machen, sie mit Aufmerksamkeiten zu überschütten wie ein Liebhaber, und sie, die, so lange sie treu gewesen war, von einem Manne mißhandelt wurde, ward nun, da sie sich besonnen hatte, von zweien vergöttert, von ihrem Gatten noch mehr als von Berndi. Aber das alles half ihm nicht, denn sie hatte ihn nicht mehr lieb. Über Nacht war sie gestorben, ihre Liebe, an diesem Dolchstoß, den er ihr schuldig blieb. Und so tief er sich erniedrigte, so ängstlich er um sie diente, er, der stolze Mann, der so unerbittlich geherrscht hatte, er konnte sie nicht zurückgewinnen, diese süße, kleine Frau, die er Jahre hindurch toll geliebt hatte, ohne es zu wissen,

mit der er unsäglich glücklich hätte sein können und die ihm auf ewig entglitten war.

Eines Tages, als Dodo unbemerkt bei ihrem Gatten eintrat, sah sie ihn, mit seinem Bart, auf dessen brauner Flut schon weiße Fäden schwammen, wie er, melancholisch in den Anblick ihres Bildes versunken, das auf seinem Schreibtisch stand, sich mit dem malayischen Dolch trübselig die Fingernägel putzte. . . . Drei Tage später brachte sie den Dolch Berndi, der Namenstag hatte.

„Da!" sagte sie und legte die Waffe auf seinen Tisch. „Das schenk ich dir!"

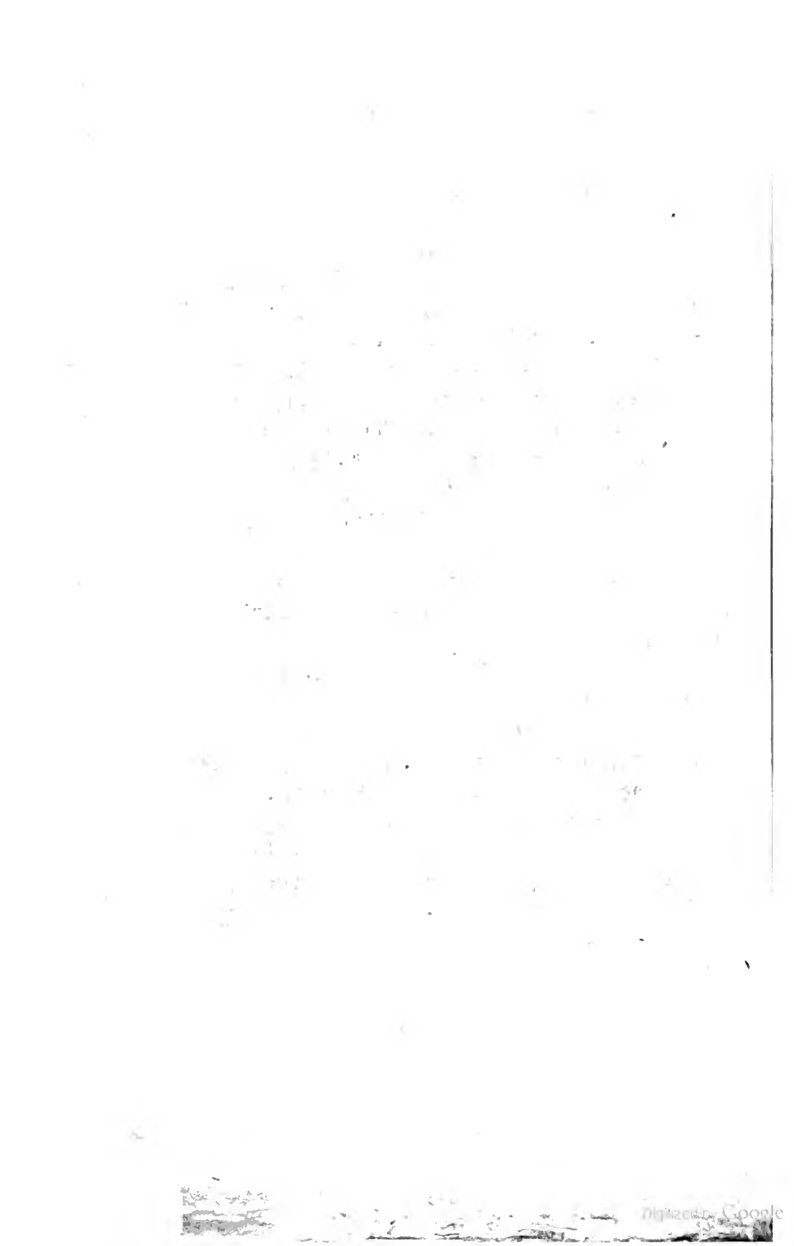
„Ist das nicht der malayische Dolch?" fragte er.

„Natürlich!" nickte sie zufrieden. „Er hat ihn hergeben müssen!" Schon sagte sie ‚er', wenn sie von ihrem Gatten sprach, wie alle ungetreuen Frauen. „Er putzt sich die Nägel damit!"

Der Leutnant lachte: „Ja, was hast du ihm denn gesagt, für wen du ihn haben willst?"

„Für wen? Für dich!" rief Dodo. „Ich hab ihm einfach gesagt, daß ich ihn dir schenken will, weil er ihn doch ohnehin nicht braucht. . . . Oder glaubst du vielleicht, ich fürcht' mich?" fügte sie gereizt hinzu.

Und Berndi schaute sie lächelnd an, wie sie jetzt vor ihm stand, mit glühenden Wangen, mit sprühenden Augen, sprungbereit und herausfordernd — die ängstliche Dodo!



Die Verlobten

I

Zu einer gewissen Zeit seines Lebens fuhr der nicht mehr ganz junge Dux jeden Mittwoch und Samstag gegen elf Uhr abends mit der Elektrischen nach Hause. Er mußte aus wenig unterhaltlicher Gesellschaft kommen, denn er schlief fast regelmäßig unterwegs ein. Er schlief überhaupt auffallend viel seit einiger Zeit, wie er selbst zugab, in einer Woche mehr als er in seinen Brausejahren, zwischen zwanzig und vierundzwanzig, in einem ganzen Fasching geschlafen hatte. Aber da nichts so sehr angreift wie ein solider Lebenswandel, wenn man nicht daran gewöhnt ist, so war es kein Wunder, daß Dux sichtlich herunterkam, bis es schließlich allen seinen Bekaynten auffiel. ‚Was hat er denn?‘ fragten sie untereinander. Man riet hin und her, vermutete allerhand: den wahren Grund kannten wenige.

Eines Abends nun, als Dux wiederum, auf der Heimfahrt begriffen, in der Wagenecke saß und friedlich tunkte, war es ihm plötzlich, als hörte er einen seidenen

Unterrock verführerisch knistern, ein Duft verbreitete sich, und eine Dame kam hereingeschwebt, die Dux gegenüber Platz nahm. Die Wirkung auf den Schläfer blieb nicht aus. Erst schloß er die Augen ganz und öffnete gähnend den Mund. Dann ging der Mund wieder zu und die Augen auf. Nun war er beinahe wach.

Der tiefe Blick in den Schlund des jungen Mannes mußte die Dame erheitert haben, denn über ihr kleines weißes Gesicht huschte ein Lächeln, das eine Viertelsekunde länger anhielt als das Gähnen des Gegenübers, so daß Dux einen letzten Schein davon erhaschte. Nun ward er plötzlich ganz munter, rückte sich zurecht und begann die Dame ruhig und gewissenhaft zu betrachten, ohne Übereilung oder Leidenschaft, wie es seine Art war.

Sie war hübsch: Nicht zwar von jener ordinären, krassen Schönheit, die die zwanzigjährigen Jünglinge tödlich rasch betört, sondern von jener feineren, stilleren, die den Mann von dreißig Jahren langsam und sicher verführt. Sie war von zierlichster Schlankheit, hatte bronzefarbenes, mattes Haar, das in schöngebändigten Wellen unter dem malerischen schwarzen Hute hervorquoll, und dunkle Augen, deren Feuer unter dem Schleier gefährlich lohte. Das Gesichtchen war nicht mehr ganz jung, nicht mehr ganz glatt, es deuteten sich bereits Partieen an, deren Konturen auch der Puder nicht ganz verwischte, und vom Mund aus unter das Kinn griff mit sicherem Krallengriff die Falte der dreißigjährigen

Frau. Aber der Mund war um zehn Jahre jünger als das übrige Gesichtchen, zart und schwellend und wundervoll geschwungen. Auch hatte sie entzückende Füße und eine reizende Hand. Dux schätzte auf fünfdreiviertel; es konnte aber möglicherweise fünfeinhalb sein.

Dennoch stieg er nicht mit ihr zugleich aus, sondern begnügte sich, ihr mit den Blicken zu folgen. Wie gesagt, er war ganz verändert.

Nach drei Tagen vergaß er sie, und nach acht Tagen sah er sie wieder, abends in der Elektrischen, um dieselbe Zeit. Sie mußte, wie er, von einem Besuch kommen.

Als er ein paar Tage nachher zum dritten Male mit ihr zusammentraf, geschah es, daß gerade kein Sitzplatz frei war, und daß sie auf der rückwärtigen Plattform stehen mußte. Dux machte sofort galant Platz, sie dankte kühl und höflich, ohne zu lächeln oder ihn anzusehen. Diesmal stieg Dux mit ihr zugleich aus.

Sowie sie bemerkte, daß der junge Mann ihr folge, schlug sie ein sehr rasches Tempo ein und wechselte das Trottoir. Dux wechselte gleichfalls. Nun mäßigte sie ihren Schritt, und auch Dux, der es eben noch so eilig gehabt hatte, begann gemächlicher durch die Nacht zu schlendern. Sie blieb stehen und ließ ihn passieren. Er ging, ohne sie anzusehen, mit gelangweilter Miene an ihr vorüber bis zur nächsten Anschlagsäule, bei der er die Theaterzettel im ungewissen Laternenlichte zu studieren begann. Als er aufschaute, war sie schon

wieder auf dem andern Trottoir. Er folgte ihr diskret, und nun begann sie förmlich zu laufen. Dux ging hinter ihr her, mit langen, erbarmungslosen Schritten, als ob es sein Beruf wäre. Schon schnaufte er in ihrem Rücken, jetzt und jetzt mußte es geschehen. Aber es geschah nichts. Er war nur da, er schnaufte bloß, er wich ihr nicht von den Fersen. Plötzlich blieb die Dame stehen, mit einem jähen Ruck, so daß Dux erschrak.

„Ich bitt' Sie," rief sie flehentlich, „sprechen S' mich nicht an."

„Aber ich denke nicht daran," sagte Dux kühl und indigniert. „Ich gehe meines Weges," und komisch gekränkt fügte er hinzu: „Molestieren Sie mich doch nicht!"

„Na, das ist eine Frechheit!" sagte die Dame.

Dux mußte selber lachen. „Ich weiß nicht, was Sie wollen. Sie sehen doch, ich gehe nach Hause."

„Sie wohnen doch gar nicht hier."

„Entschuldigen Sie, woher wissen Sie, wo ich wohne?" fragte er, und da er sie nun ihrerseits lachen sah, fügte er hinzu: „Übrigens, da das Unglück einmal geschehen ist, gestattet mir die Dame wohl, daß ich mich vorstelle?"

„Ich gestatte gar nichts."

„Schön. Ich heiße Braun," sagte er mit dem ehrlichsten Gesicht der Welt und lüftete respektvoll den Hut.

„Freut mich sehr," sagte die Dame. „Aber ich lasse mich nicht begleiten."

„Das sehe ich," sagte Dux, neben ihr hergehend. Schon hatte er den Ton geändert, wurde plötzlich sehr respektvoll, sehr ernsthaft und versicherte, er wüßte sehr wohl, daß er es mit einer Dame zu tun habe, er hätte dies von Anfang an gewußt und nie den Mut gehabt, sie anzusprechen.

„Sie reden aber doch fortwährend mit mir."

„Pardon," sagte Dux, sichtlich gekränkt. „Ich hab mich Ihnen ja vorgestellt."

Der beleidigte Ton tat seine Wirkung. Die Dame empfand, daß sie unhöflich gewesen sei, und gestattete ihm nun wirklich, sie bis zur nächsten Ecke zu begleiten. Dort angekommen, verabschiedete sie ihn.

„Ich könnte gesehen werden," sagte sie.

Dux empfahl sich sofort, nicht ohne vorher der Hoffnung Ausdruck gegeben zu haben, die Dame an einem der nächsten Abende auf der Elektrischen wiederzusehen.

„Das ist schon möglich," sagte sie. „Ich fahre um diese Zeit gewöhnlich nach Hause."

Dux zog den Hut bis zur Erde, die Dame nickte und verschwand. Vergnügt machte er sich auf den Heimweg. Er war in zehn Minuteu um zehn Jahre jünger geworden.

Als er sie drei Tage nachher wieder traf, suchte er ihren Namen und ihre Adresse herauszubringen. Sie hieß Ella, was sehr mädchenhaft klang, aber merkwürdigerweise hatte sie weder einen Familiennamen noch eine

Adresse. Dux staunte darüber. Sie erklärte: „Was kümmert Sie mein Name? Eine Frau beurteilt man nach ihrem Hut und einen Mann nach seinen Manieren . . . Der Name ist doch ganz gleichgültig. Glauben Sie denn, ich bin davon überzeugt, daß Sie Braun heißen?“

Sie hatte entschieden Geist. Aber Dux war auch nicht von Holz. Er sagte, indem er sie scharf von der Seite beobachtete, scheinbar ganz unbefangen:

„Aber bitte, ganz wie Sie wünschen, gnädige Frau.“

Sie wande sich um und lachte:

„Jetzt wollen Sie mich mit der Anrede fangen, was? Aber das wird Ihnen auch nicht gelingen. Nennen Sie mich Frau oder Fräulein, ganz wie's beliebt.“

„Ich könnte Sie ja auch einfach ‚Ella‘ nennen,“ meinte Dux.

„Wenn Sie ungezogen werden, so fahr ich von nun ab einfach eine Stunde früher nach Hause, und Sie werden mich nie mehr wiedersehen.“

„Nein, bitte nur das nicht!“ sagte Dux. „Ich will lieber brav sein!“

Die Dame lächelte eigentümlich verschmitzt, wie es ihre Art war, und schaute ihm in die Augen.

„Also, wenn Sie brav sein wollen — auf Wiedersehen!“ sagte sie.

Acht Tage später trafen sie sich an einem Nach-

mittag in Laxenburg. Es war ein süßer, sonniger Oktobertag, der Himmel blaßblau wie verblichene Seide, da und dort von lichtem Wolkenschaum weiß gefleckt. Die Bäume im stillen, weiten Park hatten dunkelrote und zitronengelbe Herbstmäntel um, und überall auf Wiesen und Wegen lag wie ein bunter Schnee das welke Laub. Aber der Spiegel des Teichs war an den Rändern und in den tief eingeschnittenen Buchten so dicht von welken Blättern überdeckt, daß das Wasser davon ganz dunkelbraun war und zähflüssig wie Schokolade.

Ella blickte vergnügt unter dem großen Hut hervor, war redselig aufgelegt und wußte, während sie am Steuer saß und von Zeit zu Zeit die spitzen Fingerlein ins Wasser tauchte, hundert hübsche Geschichten zu erzählen aus ihrer Schulzeit, die sie im Kloster verbracht hatte, und aus den ersten Balljahren — tempi passati, wie sie sagte. Dux saß ihr gegenüber, ruderte träumerisch in der braunen Sauce und schaute seinem Gegenüber verliebt auf den Mund, der zierlich klapperte wie eine Puppenmühle. Dann schaute er in die Ferne, zum gelben Schloß hinüber, das in seinem grünen Efeumantel auf dem Wasser stand, und seufzte, ohne recht zu wissen warum. Aber ein Kahn mit Wachsoldaten und einem Leutnant, der affektiert und gelangweilt ruderte, glitt langsam vorüber. Dux sah, wie die Soldaten die schöne, schlanke Frau mit Blicken förmlich verschlangen. Er fing ihre Hand aus dem Wasser heraus wie einen Fisch und

küßte sie. Aber der Fisch zappelte kaum und ließ sich alles ruhig gefallen.

Als sie wieder auf dem Trockenen waren, machte Dux den Vorschlag, den Abend in Wien zu verbringen. Ella war dagegen. Sie wollte in Mödling bleiben, und Dux war es eigentlich auch lieber. Er sagte heiter: „Ganz wie Sie wünschen, meine Gnädige.“ Noch immer wußte er nicht, ob sie Frau oder Fräulein sei, darum sagte er ‚Meine Gnädige‘.

Als sie aber gegen drei Uhr morgens im Fiaker nach Wien fuhren, sagte er nicht mehr ‚Meine Gnädige‘. Er sagte zu ihr du und ‚Schnauzl‘. Nämlich Dux nannte alle seine Geliebten ‚Schnauzl‘, der Einfachheit halber und um Verwechslungen zu vermeiden gleichwie es praktische Hausfrauen gibt, die alle ihre Dienstmädchen ‚Marie‘ rufen.

Die Fahrt verstrich wie ein Traum ... Als dann Ella-Bella in der Nähe ihrer Wohnung den Wagen halten ließ und ausstieg, fiel ihrem Kavalier plötzlich ein, daß er sich ja noch gar nicht vorgestellt habe. Er zog seine Brieftasche und überreichte ihr feierlich seine Karte.

„Ich heiß nämlich eigentlich Dux,“ sagte er. „Es macht doch nichts?“

„Nein,“ machte Ella mit geschlossenen Augen, „ich heiß ja auch anders: Bella.“

„Ella-Bella, wann sehen wir uns?“

„Ich werd dir schreiben.“

„Also — pah!“

Beruhigt fuhr Dux nach Hause. Dann, in den nächsten Tagen erwartete er ihren Brief. Er wartete mit dieser heiteren Zuversicht, mit der man auf eine Sache wartet, die gar nicht ausbleiben kann. So sicher, wie die Sonne am Morgen aufgeht, wie die Blumen im Frühling blühen und im Herbst welken, so sicher, wie es im Sommer warm ist und im Winter friert, so sicher schreiben Frauen in Ellas Fall. Ella-Bella schrieb nicht. Als nach vierzehn Tagen kein Brief kam, stand Dux eine, zwei Wochen lang allabendlich zwischen zehn und zwölf vor der Oper und visitierte gewissenhaft wie ein Revisor alle vorüberfahrenden elektrischen Wagen — umsonst. Hierauf erließ er Aufrufe in allen möglichen Zeitungen, rückte Inserate ein und wartete auf die ersehnte Zuschrift — vergeblich. Schließlich entschloß er sich, in der Gasse, bis zu der er Ella-Bella begleitet hatte, von Haus zu Haus zu gehen und nach seiner Dame zu fragen. Die Gasse hatte sechsundachtzig Häuser: Ella-Bella wohnte in keinem. Nun gab er sein Suchen auf und nahm sich vor, diese ärgerliche Sache zu vergessen. Da begegnete er ihr eines Tages ganz unvermutet in Hietzing, als er von einem Besuche kam. Sie wollte entweichen, er holte sie ein und stellte sie.

„Ja, bist du verrückt?“ fragte er.

Sie lächelte entschuldigend, verschmitzt, schaute ihm

unsicher in die Augen und senkte den Kopf. Dann sagte sie ganz schwach:

„Wir dürfen uns nicht wiedersehen. Ich bin" —

„Verheiratet?"

„Ja, wär ich das," meinte sie träumerisch, „aber ich bin verlobt. Seit drei Jahren."

Sie schaute ihn angstvoll an, sie erwartete ihn niedergeschmettert zu sehen. Aber Dux begann zu lachen:

„Wenn's weiter nichts ist . . . Das macht gar nichts, daß du verlobt bist. Im Gegenteil" . . . und mit einer hübschen Geste auszeichnender Vertraulichkeit, fügte er hinzu: „Ich bin es nämlich auch!"

II

Von nun ab sahen sie sich regelmäßig. Dux hatte ein behagliches Nestchen ausfindig gemacht, in dem sie sich einmal in der Woche trafen und den Abend mitsammen verbrachten. Das Haus war ein Durchhaus, und außerdem wohnte eine Modistin und eine Miederschneiderin darin. All das waren Bedingungen, die Ella-Bella gestellt hatte, allfälliger Begegnungen auf der Treppe wegen. Denn sie hatte eine fürchterliche Angst, erwischt zu werden. Dux übrigens auch. Aber gerade diese Furcht verlieh ihren Begegnungen einen besonderen, ausgesuchten Reiz.

Dux erwartete seine Geliebte am Fenster. Sie

schaute herauf, worauf er, zum Zeichen, daß die Bahn frei sei, das Rouleau herablassen mußte. Dann stand er in der halboffenen Tür mit wartenden Armen. Sie kam hereingehuscht, ihre Röcke knisterten, sie flog ihm an den Hals. Und während sie ihn lautlos küßte, fühlte er, wie ihr Herzchen ängstlich zappelte. Sofort wurde die Türe verriegelt und versperrt. Sogar eine Sicherheitskette mußte angeschafft werden — auf Ella-Bellas Wunsch.

Das Essen ging in der Weise vor sich, daß sie die verschiedenen kalten Gerichte aus einem großen Papiersack herauslangten, den Dux eigenhändig vom Delikatessenhändler in die Wohnung schleppen mußte, um Aufsehen zu vermeiden. Die Speisen wurden aus dem Papier herausgewickelt, dieses aber zusammengeballt und in Kugelform in die Ecken geschleudert. Wenn die Mahlzeit animiert verlief, so sausten die Papierknödel wie Geschosse durch die Luft. Dux warf sie immer artig in schönen Bogen über Ella-Bellas goldenes Haupt hinweg; aber Ella-Bella zielte gewissenhaft, und wenn es ihr gelang, des Geliebten Nasenspitze zu treffen, dann kannte ihr kindischer Jubel keine Grenzen.

Sie konnte sehr übermütig sein und lachte viel. Nur wenn sie von ihrem Verlobten sprach, ward sie plötzlich ernst. Dasselbe war auch bei Dux der Fall. Aber wovon sie auch sprechen mochten, schließlich fiel

das Gespräch doch immer wieder auf die Abwesenden, die sie betrogen.

Ella-Bella war seit fünf Jahren Witwe, und seit drei Jahren mit einem Hofrat verlobt, mit einem jungen Hofrat. Nämlich für einen Hofrat war er jung, er war erst fünfzig. Er wohnte bei seiner verheirateten Schwester und war leidend. Im September hatte er wieder einmal einen seiner katarrhalischen Anfälle gehabt, unter denen er zeitweise litt. Damals hatte ihn Ella-Bella allabendlich bei seiner Schwester besucht. Auf der Heimfahrt hatte sie dann ihren Verehrer kennen gelernt.

Auch Dux kam damals immer von seiner Braut. Er sah danach aus, bemerkte Ella-Bella mit ihrem Spitzbubenlächeln, wobei sie auf seine Schläfrigkeit anspielte. Dux gestand offenherzig zu, daß Edith — so hieß die Beneidenswerte — ihn fürchterlich langweile.

„Übrigens ist sie ja nicht einmal noch meine Braut. Wie wird das erst werden, wenn sie es wirklich ist?" seufzte er.

Die Sache war die: Sie waren miteinander versprochen, aber offiziell sollte es erst werden, wenn Dux befördert würde. So wünschte es der künftige Schwiegervater, ein reicher Fabrikant. Dux hatte sich damit abgefunden, aber er ließ sich Zeit. Er sah in Edith eine Art Altersversorgung, nichts weiter. In der Bank ging die Sage, daß er jedes Jahr vor Weihnachten bei seinem

Direktor vorspreche, in Frack und weißen Handschuhen, um ihn zu bitten, für diesmal noch von einer Beförderung Abstand zu nehmen. Dabei war übrigens Edith — er sprach den Namen nie anders aus, als mit einem vorangeschickten komischen Seufzer — durchaus nicht häßlich. Sie war nur so fabelhaft dumm. „Also, wenn ich dir sag, eine dumme Gans," pflegte Dux zu sagen, „so ist das eine schmeichelhafte Übertreibung, die ich als wahrheitsliebender Mensch kaum verantworten kann." Wenn er gut gelaunt war, so gab er umständliche Schilderungen dieser seltenen, exotischen Dummheit, und Ella-Bella hörte zu mit aufgestützten Ellbogen, starren, leuchtenden Augen, wie man einem phantastischen Märchen zuhört oder den Berichten des Weltfahrers, der von fernen Ländern und unwahrscheinlichen Meeren berichtet, von Krokodilen, Löwenjagden und wirklichen Menschenfressern. Der Teekessel brummte dazu, und Ella-Bella lachte Tränen. Einmal fragte sie:

„Aber warum heiratest du sie denn, wenn sie gar so blöd ist?"

Dux runzelte verstimmt die Stirn. „Warum heiratest du den Hofrat?" fragte er zurück.

„Versorgung, liebes Kind, Versorgung!"

Ella-Bella war ernst geworden, nickte und schaute ihn nachdenklich an. Plötzlich stand sie auf, kam zu ihm herüber und umhalste ihn von rückwärts. „Weißt du, was hübsch wäre," fragte sie, seinen Kopf zurückbiegend.

„Ja?"

„Wenn du ein Hofrat wärst, und ich die Tochter eines reichen Fabrikanten."

Aber Dux, der für derartige Hypothesen nicht sonderlich eingenommen war, machte sich gelinde los und sagte:

„Es ist ja auch so ganz hübsch," und goß Tee ein.

III

Ein reizender Frühling kam, ein zärtlicher Sommer, in dem Edith zwei Monate auf dem Lande weilte, und ein traulicher Herbst, den der Hofrat zu einer Erholungsreise an die Riviera benützte. Aber leider erkältete er sich auf dieser Reise, und nunmehr verschlimmerte sich plötzlich sein Leiden. Von November an ging er kaum mehr aus, im Dezember wurde er bettlägerig. Um Weihnachten herum sagten die Ärzte der Umgebung des Kranken, worauf man sich gefaßt machen müsse. Ella-Bella erzählte es Dux unter Tränen und fügte bei, daß sie sich nun an zwei Abenden in der Woche freimachen wolle. Dux nahm es sinnend zur Kenntnis.

Er hatte die Ehre, alle Phasen eines tuberkulösen Auflösungsprozesses mitzumachen. Der Tod kam als Spion zu jedem ihrer Rendezvous. Da half keine Heimlichkeit, da nützte keine Sicherheitskette, wann immer Ella-Bella kam, der Tod war ihr Begleiter. Wenn Dux

sie küßte, so stand Freund Hein in der Ecke und lachte ironisch, und wenn sie speisten, so saß er grinsend zwischen ihnen. Fiebertemperatur, Auswurf, Kräfteverfall des Hofrats — Dux mußte jederzeit von allem wissen. Je mehr es mit dem Ärmsten zu Ende ging, desto mehr stellte sich heraus, daß Ella-Bella ihren Bräutigam liebe. Sie redete es sich gewissenhaft ein, und schließlich glaubte sie es selbst. Oft weinte sie so heftig, daß Dux alle Mühe hatte, sie zu beruhigen. Dennoch ertrug sie, als es endlich soweit war, den furchtbaren Verlust gefaßt, und trug ihr Trauerkleid bleich, aber mit Würde. Allerdings — sie war blond!

In diesen schweren Stunden half oft nur ein Mittel, um die Stimmung zu retten: Dux berichtete von der immer zunehmenden Dummheit seiner Braut. Denn schon war sie dies. Zu Neujahr war er befördert worden, zu seinem großen Schmerze. Aber der Direktor hatte ihn rufen lassen und ihm mitgeteilt, daß er ihn diesmal einfach nicht präterieren konnte. Es hätte einen zu schlechten Eindruck gemacht, und die gegnerische Presse hätte von Protektionswirtschaft gesprochen. Dem Direktor lag daran, auf billige Weise ein Exempel zu statuieren. Dux war das Opfer.

„Jetzt hab ich um dreihundert Gulden mehr und muß heiraten. Wegen dreihundert Gulden muß ich heiraten! Ist das nicht dumm?“ sagte Dux zu seiner Freundin.

Dazu kam, daß Edith, seitdem er der Bräutigam war, viel anspruchsvoller wurde. Sie war in ihn verliebt, wie ja Mädchen zumeist in Männer verliebt sind, die es nicht verdienen, und da es nun kein Geheimnis mehr war, so wollte sie ihn täglich sehen. Aber auch Ella-Bella war in Dux verliebt und wollte ihn, seitdem der Hofrat in ein besseres Jenseits avanziert war, zumindest dreimal in der Woche haben. Edith war überdies eifersüchtig. Einmal fand sie ein Haar auf der Schulter ihres Bräutigams, ein langes, aschblondes Frauenhaar, weich und fein wie ein Seidenfaden.

„Von meiner Bedienerin," sagte Dux.

Aber Edith, in ihrer grenzenlosen Dummheit, bekam einen Weinkrampf.

Dux mußte fortwährend lügen, um seine Zusammenkünfte mit Ella-Bella überhaupt zu ermöglichen. Gegen den Sommer zu erfand er einmal die Ausrede, er sei bei seinem Chef in Dornbach geladen. Edith wollte mit ihrer Familie auf den Kahlenberg fahren. Aber als Dux eben munter aus dem Delikatessengeschäfte trat, wo er das gemeinsame Nachtmahl einzukaufen pflegte, in jedem Arm einen Papiersack mit Proviant und Bierflaschen unterm Arm, stand er plötzlich seiner Braut gegenüber, die ihr Programm geändert hatte und in Begleitung ihrer Eltern spazieren ging. Er konnte den Leuten nicht einmal die Hand reichen, so beladen

war er. Es war übrigens auch nicht mehr der Mühe wert. Am nächsten Morgen erhielt er seinen Ring zurück.

Es war ein sehr hübscher Ring, mit einem kleinen Diamanten, unter Brüdern seine hundert Gulden wert, und kaum benützt. Dux betrachtete ihn lächelnd und steckte ihn schließlich in die Westentasche. Abends brachte er ihn Ella-Bella.

„Einen schönen Gruß von meiner Braut," meldete er fröhlich. „Die Partie geht zurück!"

Ella-Bella wollte den Ring nicht nehmen, Dux nötigte ihn ihr auf.

„Den hast du dir redlich verdient," sagte er.

Von nun ab sahen sie sich täglich, und dies hielt Dux genau sechs Wochen aus. Dann suchte er bei der Direktion um einen Urlaub an, der ihm auch bewilligt wurde, obschon er jetzt wieder blühend aussah. Und eines Tages teilte er Ella-Bella mit, daß er verreise.

„Auf wie lange?" fragte sie.

„Auf immer!" sagte er hart.

Sie erschrak: „Ja, warum auf einmal? Jetzt sind wir doch beide frei."

„Eben darum!" sagte Dux gelassen. Und mißmutig fügte er hinzu: „Seit wir nicht mehr verlobt sind, ist es ja doch nicht mehr das Richtige." — —

Sie gab ihn schließlich frei, denn sie sah ein, daß

er recht hatte. Aber nach Jahren noch zitterte ihre Stimme vor Trauer, wenn sie, in alten Erinnerungen schwelgend, die Worte sprach:

„Der arme Hofrat! Hätt' er nicht noch ein paar Jahr' leben können?"

Das Abenteuer der Unterlehrerin

Eine große Aufregung bemächtigte sich der kleinen Provinzstadt, als es bekannt wurde, daß die Korpsmanöver in der Umgebung des Städtchens stattfinden sollten und ein Jägerregiment dort für eine Nacht Quartier nehmen würde. Näheres war nicht zu erfahren, aber dies machte die Sache nur noch interessanter: Jeden Tag konnten die Truppen einziehen, und es konnte auch noch Wochen dauern; es war wie im Krieg. Endlich sprach sich die Sache bestimmter aus, und nun hieß es, die Einquartierung stünde für Ende August bevor. Aber an einem bleichen, heißen Julitag kam völlig unerwartet per Bahn der quartiermachende Offizier mit einer Suite von Unteroffizieren und Offiziersdienern und begann sofort die Vorbereitung zur Einquartierung zu treffen.

Tags darauf begann man vom frühen Morgen an das Regiment zu erwarten, obschon es bekannt war, daß die Truppen erst nachmittags einrücken würden. Die Männer feierten, saßen in den Wirtshäusern beisammen und erzählten einander alte Manövergeschichten,

einige, die im Jahre 66 dabei gewesen, sogar vom wirklichen Krieg, voll Stolz, als hätten sie die Schlacht bei Königgrätz jeder ganz allein verloren. Die Mädchen und Frauen machten sich viel an den Fenstern zu schaffen oder kramten mit träumerischem Lächeln in den Läden altväterischer Kommoden, wo Seidenreste, Bänder, Schleier und Spitzen den Tag der Auferstehung erwarteten, der vielleicht heute gekommen war: denn es ging das Gerücht, daß abends im ‚blauen Ochsen' von den Offizieren ein Ball veranstaltet werden sollte, bei dem die Regimentskapelle aufspielen würde ... Sogar die Schule war von der allgemeinen Erregung berührt. Die Kinder waren zerstreut und der Oberlehrer hatte seinen langen Bratenrock aus dem Kasten bemüht, obwohl doch erst nächsten Samstag Schulschluß war und ihn die Sache gewiß nichts anging. Aber die ältliche, gänzlich verblühte Unterlehrerin, die die Sache doch noch viel weniger anging, hatte wieder einmal eine ihrer unmöglichen roten Blusen angelegt, ein sicheres Anzeichen dafür, daß es in ihrer dürren Brust irgend einen Sturm gab.

Diese Unterlehrerin unterrichtete seit fünfzehn Jahren den weiblichen Nachwuchs des Städtchens in Handarbeiten und Turnen und war dabei aus einem blassen, stillen Mädchen zu einer temperamentvollen alten Jungfer zusammengetrocknet, die, wie altes Holz, desto entzündlicher geworden war, je trockner sie ward. Denn

wie so viele arme und leider auch anständige junge Mädchen hatte sie ihr Leben versäumt, und nun, da die Jugend vorbei war, reute es sie bitter. Ein einziges großes Mißverständnis zwischen ihr und der Männerwelt war ihr Leben gewesen, wie das so vieler Frauen. Zuerst, als blutjunges Mädel, hatte sie von unschuldigen jungen Abenteuern geträumt, da wären ein paar gesetzte ältere Herren in gefestigten Positionen bereit gewesen, sie zu heiraten. Ein paar Jahre später hatte sie vom Heiraten geträumt, da hatten die gesetzten Herren bereits gewählt, aber es waren jüngere da, die das Abenteuer suchten, das sie stolz verschmähte. Dann, wieder ein paar Jahre später, hätte sie es nicht mehr verschmäht, da sie ja doch niemand mehr heiratete, aber mittlerweile war sie nicht jünger geworden, und die jungen Herren von damals waren gesetzte Heiratskandidaten geworden, und andere junge Herren stellten anderen jungen Schönen nach. Auch ist es ja für eine kleine Lehrerin in der Provinz viel schwerer, zu fallen, als man glaubt. Sie hätte viel riskiert, und auch der Mann hätte viel riskieren müssen. Aber wo gibt es heutzutage noch Männer, die etwas riskieren? Sie blieb anständig, wie so viele anständig bleiben aus Stolz zuerst, aus Mangel an Gelegenheit später, und schließlich, weil sie niemand mehr mochte.

Aber noch immer hatte sie den Gedanken an die Möglichkeit nicht völlig aufgegeben — welche alte Jung-

ser täte das? Und darum war sie, als der quartiermachende Offizier seinen Einzug hielt, unter all den Aufgeregten des Ortes die Aufgeregteste gewesen und hatte aus der untersten Lade ihrer Kommode diese grelle Bluse ihrer früheren Jahre hervorgeholt und zur Erheiterung der Ortsbewohner angelegt. Diese Bluse sagte, was der eingefallene Mund verschwieg: daß sie sich auf vieles gefaßt machte. Warum auch nicht? Sie besaß ein schönes, geräumiges Zimmer auf den Marktplatz hinaus, in dem ganz gut ein schmucker Offizier hätte übernachten können, während sie selbst nebenan in der kleinen Küche schlief. Und wenn es auch kein Offizier ist, wenn es auch nur vielleicht ein älterer Feldwebel ist, oder ein Korporal, oder ein ganz gewöhnlicher junger Soldat, das macht nichts. Und wenn er auch nur eine einzige Nacht bleibt und nie wiederkommt und sie vergißt, das macht nichts. Sie war bescheiden geworden . . .

Und abermals wurden ihre Erwartungen grausam enttäuscht. Denn mit Rücksicht auf ihren unvermählten Stand, und weil sie Lehrerin war, unterließ es der Bürgermeister, ihr Zimmer für die Einquartierung vorzuschlagen. Als sie nachmittags aus der Schule kam, erfuhr sie, daß sie nichts zu befürchten habe. Sie stellte sich natürlich sehr erfreut darüber, denn schließlich — so äußerte sie sich zu ihrer Nachbarin, einer üppigen verheirateten Frau, die schon unzähligen Kindern das Leben gegeben hatte — wäre sie ja doch nur in ihrer Bequem-

lichkeit gestört worden. Daß sie trotz ihrer Verzweiflung die rote Bluse anlegte, beweist nichts als den unverbesserlichen Optimismus einer alten Jungfer.

Und übrigens tat sie ihre Schuldigkeit, die rote Bluse. Denn als am Nachmittag das Regiment müde und staubbedeckt einzog und sich auf dem Marktplatz, unter den Fenstern der Unterlehrerin, in Paradeaufstellung formierte und sie hinter ihren Fuchsien und Pelargonien halbverborgen zusah, wie dieser ungeheure Teppich bewegter Männlichkeit sich langsam vor ihren Augen aufrollte, da geschah es, daß ein junger, brauner Korporal gerade unter ihrem Fenster seinem Zug „Halt!" gebot, mit schallender Stimme und indem er mit der linken geballten Faust eine Bewegung machte, als wollte er jemand niederschlagen. Dann kommandierte er ‚Links Front!', ‚In die Balance!', ‚Ruht!' und trat in seine Einteilung zurück. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er oben zwischen den Fuchsien die rote Bluse. Und übermütig, zu jedem Unfug aufgelegt, wie er immer und sogar heute nach dem achtstündigen Marsch war, grüßte er die Bluse, deren glückliche Besitzerin sofort die Flucht ergriff, scheu wie eine Siebzehnjährige. Es war dies aber ein sehr glückliches Manöver, denn es hinderte den Korporal, ihr ins Gesicht zu sehen, und so konnte er sich einbilden, daß er ein junges Mädchen gegrüßt habe.

Er merkte sich das Haus am Marktplatz, ging dann zunächst ins Wirtshaus, kam dann am Abend mit

schweren Schritten wieder, trappte die Stiege hinauf und klopfte ganz frech, als wäre er hier zu Hause, an die Tür der Unterlehrerin.

Sie machte auf, prallte aber sofort erschrocken zurück, da sie so plötzlich dem großen, schweren, dunkeln Soldaten gegenüberstand, dessen schwarze Augen wie die eines Raubtieres funkelten. Aber auch er war erstaunt, um nicht zu sagen erschrocken. ‚Die hat's nötig, so rote Blusen anzuziehen!' dachte er, während er ihr mißvergnügt in das Altejungferngesicht starrte, das infolge der Aufregung wie geselcht aussah, und fügte bei sich indigniert hinzu: ‚So eine alte Schachtel!' Aber da er nun einmal hier war, und da er, nachdem er Bier getrunken hatte, erst spürte, wie müde er war, trug er ihr sein Anliegen vor, in der Erwägung, daß er, wenn er hier schlief, wenigstens seiner unbedingten Nachtruhe sicher sei.

Noch unentschlossen, bat sie den Korporal vor allem einzutreten, hieß den müden Gast auf dem mit Rips überzogenen grünen, krummbeinigen Kanapee Platz nehmen und lief dann zur Nachbarin hinüber, um den Fall zu beraten. Die Frau mit den dreizehn Kindern beruhigte das alte Mädchen: Sie stünde bereits in einem Alter, wo sie, ohne sich irgend welchen Gefahren und Verdächtigungen auszusetzen, mit einem Mann übernachten dürfe. Das sagte die Nachbarin, obwohl sie um zwei Jahre älter als die Unterlehrerin war. Aber

freilich — sie war verheiratet. Schließlich war die Lehrerin derselben Meinung, wenigstens was die Verdächtigungen betraf. Was die Gefahren anging — sie hatte keine Angst. Sie lief zurück und meldete dem Korporal, der an diesem Ausgang der Sache nie gezweifelt hatte, daß sie ihn behalten wolle. „Sie können in meinem Bett schlafen," sagte sie. „Ich selbst werde in der Küche liegen." „Schön," sagte er, der schwerfällig aufstand, „so hol ich meine Sachen!" Er salutierte und schaute ihr dabei nochmals ins Gesicht. Aber sie war um nichts schöner geworden, und verdrießlich stieg er die Treppe hinunter.

Das alte Mädchen aber entwickelte sofort eine fieberhafte Tätigkeit. Zum ersten Mal in ihrem Leben hatte sie für einen Mann zu sorgen; und sofort wachte diese ganze, große, ungenützte, ungenossene Zärtlichkeit in ihr auf, die in der Brust jedes Weibes schlummert. Zehnmal drehte sie jedes Kissen um, damit es nur ja recht frisch und flaumig wäre, strich mit zitternden Händen das Leintuch glatt, spreitete die Decke sorgsam über das Linnen und schlug den schneeweißen Zipfel einladend zurück. Dann betrachtete sie ihr zärtliches Werk mit einem furchtsamen Lächeln. Dann lief sie zum Marktbrunnen hinunter, um Wasser zu holen, und kehrte singend zurück. Und nun erst fiel ihr ein, daß sie ja auch selbst irgendwo schlafen müsse. Ihr Nachtlager war schnell bereitet: Ein alter Strohsack wurde in die Küche ge-

schleppt und ein Wäschebündel darauf geworfen, das als Kopfpolster dienen mußte. Alles war gut genug für sie. Wußte sie doch im voraus, daß sie vor Aufregung kein Auge würde schließen können.

Der Mond war mittlerweile heraufgekommen und zog seine milchigen Schleier um die kleinen Gassen der schläfrigen Provinzstadt. Der Marktbrunnen ließ seinen silbernen Strahl langsam und melodisch in das verwitterte Steinbecken fließen, in dessen klarer Flut der Mond sich zitternd badete. Von fernher, und dann immer näher kommend, klagten die Töne der Retraite, die der Regimentshornist, die Hauptstraße entlang ziehend, melancholisch blies. Da stand die Unterlehrerin abermals hinter den Blumen an ihrem kleinen Fenster, sog mit leidenschaftlicher Inbrunst die warme Mondluft ein und wartete auf ihren Gast. Und das Fieber der Erwartung durchglühte sie, nicht anders als wäre sie ganz, ganz jung und wartete auf ihren Liebsten.

Jedoch der Korporal ließ sich Zeit. Die Klänge der Retraite schliefen in der Ferne ein, und noch immer war er nicht da. Ein plötzliches Verlangen, ihr Gesicht zu inspizieren, überkam die Unterlehrerin. Sie zündete eine Kerze an und trat damit vor den Spiegel. Im ersten Augenblick erschrak sie tödlich, aber dann, je länger sie hineinschaute, desto mehr versöhnte sie sich mit ihrem Anblick und fand, daß es gar nicht so schlimm sei. Auf den ersten Blick freilich war sie ungewöhnlich häßlich,

— obwohl, abschreckend — abschreckend war sie nicht. Und wenn man näher zusah, so mußte man eigentlich zugestehen, daß sie sehr hübsche Augen habe, sehr feurige; auch hatte sie noch die Mehrzahl ihrer Zähne, und das kommt selten genug vor. Die Frau mit den dreizehn Kindern zum Beispiel hatte schon ein falsches Gebiß, und andere, die viel jünger waren. Nein, sie war nicht verführerisch, gewiß nicht; aber, sie war appetitlich. Und überhaupt, wenn sie sich herrichten wollte . . .

Einer plötzlichen Eingebung folgend, lief sie zum Ofen, wo in einer kleinen Vase ein paar Rosen standen, die ihr eine ihrer Schülerinnen gebracht hatte. Sie nahm die röteste heraus und steckte sie an den Busen. Ein paar Blätter der schon überreifen Rose fielen ab. Sie hob sie auf und rieb sich damit die Lippen. Und siehe da, ihr Mund verjüngte sich.

Wenn ihre Gestalt nur nicht gar so dürftig gewesen wäre! Es ist ja fein, wenn man schlank ist, aber so schlank . . . Nein, für soviel Schlankheit schwärmen die Männer nicht. Und gar die Korporale . . . Sie schaute ängstlich nach der Tür, sie horchte die Treppe hinunter. — Dann nahm sie ein Handtuch und stopfte es unter das Mieder.

Aber plötzlich schämte sie sich und begann sich Vorwürfe zu machen, im Ton der Lehrerin. Was glaubst du eigentlich? sagte sie sich. Was soll das heißen? Du wirst dir doch nicht vielleicht einbilden, daß dieser

schöne junge Soldat ... Sie unterbrach diesen Sermon und entschuldigte sich vor sich selber wie ein kleines Kind: O, sie habe keine bösen Absichten, gewiß nicht! Nichts wollte sie, als ihrem Gast nur ein ganz klein wenig gefallen. Und wenn es ihr gelingen sollte, in ihm nur einen Augenblick einen Wunsch zu erwecken, nur eine Anwandlung eines Wunsches, die man in der nächsten Sekunde schon wieder vergessen hat, so wird sie zufrieden sein, so wird es ein Abenteuer für sie gewesen sein ...

Nun kam er die Treppe herauf, mit schweren, hallenden Schritten, die ihr Herzklopfen verursachten. Sie wollte ihm entgegengehen, aber der Mut verließ sie.

Er kam in voller Montur, mit Tornister und Gewehr; doch hatte er die Sachen nur lose umgehängt und warf sie alle zusammen dröhnend in einen Winkel. Nur das Gewehr stellte er vorsichtig daneben.

„Da, heben S'!" sagte er, indem er sich nach Soldatenart wichtig machte. Sie griff das kalte Gewehr furchtsam an und hob es bewundernd. Sie wollte ein Gespräch beginnen, ihm schmeicheln, ihn bemitleiden, aber er begann sofort fürchterlich zu gähnen.

„O," sagte er, „so ein Hundeleben ... Wo ist mein Bett?"

„Da!" sagte sie zitternd. „Ich glaube, Sie haben alles, was Sie brauchen!"

„Aber ja," meinte er. „Wenn's nur ein Bett ist ... Haben S' einen Wecker?"

„Wozu?"

„No, weil ich um halb vier aufstehen muß ... Und von selber werd' ich nicht wach. Das spür' ich."

„O, ich werd' Sie schon wecken, Herr Korporal ... Ich werd' ohnehin ... Ich schlaf' ohnehin nie gut!"

„Also schön! So wecken halt Sie mich! ... Ah! So ein Hundeleben! ... Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Sie zog sich in die Küche zurück, er löschte das Licht aus. Zwei Minuten später hörte sie sein ruhiges, tiefes Atemholen, diese geräuschvolle Respiration des starken Mannes, die ihren Ohren völlig neu war und die sie berauschte.

Sie warf sich auf ihren Strohsack und wollte schlafen; aber sie konnte nicht. Ihr Herz glühte, ihre Wangen, ihre Augen brannten, und das rhythmische Atmen des Mannes nebenan machte sie toll.

Sie stand auf und öffnete das kleine Küchenfenster, das auf den Garten ging, um sich das Gesicht von der Nachtluft kühlen zu lassen. Aber ein warmer Atem wehte ihr entgegen, wie der Hauch eines Menschen. Der Mond leuchtete wie nackt am Himmel, und drunten im Garten duckten und streckten sich die Bäume wollüstig unter den Liebkosungen des schwülen Windes. Es war eine jener verrückten Julinächte, deren Luft berauschend wirkt wie Wein, die das Blut gären machen, die Herzen exaltieren, in denen man sich unsagbar glücklich fühlt,

weil man da ist, und doch plötzlich zu weinen beginnt, ohne zu wissen, warum.

Sie schloß das Fenster erschrocken und tastete sich im Dunkeln an den Sparherd. Hier, hinter dem Herd, befand sich eine viereckige Öffnung in der Mauer, durch die man in das Gassenzimmer bequem hineinschauen konnte. Nun kauerte sie neben dem Herd nieder und starrte den schlafenden Soldaten an, über dessen Gestalt der Mondschein langsam hinwegglitt. Eine halbe Stunde lang schien er dem Schläfer ins Gesicht, ohne ihn zu wecken. Sein brauner Kopf hob sich scharf von dem weißen Linnen ab, sein schwarzer Schnurrbart zitterte über dem halboffenen Mund, und das starke Kinn starrte in die Luft wie bei einem Toten.

Und reglos hockte sie da in der Dunkelheit neben dem Herd, die alte Jungfer, versunken in das Bild des Schläfers, dessen triviale Männlichkeit das Mondlicht und ihre Sehnsucht wundersam verklärten. Und ein unendliches Wehgefühl überkam sie, erfüllte sie, die vom Leben Ausgestoßene, Verschmähte, die im Dunkeln hinter dem Herd hockte und sehnsüchtig durch diese Mauer starrte, über die sie nicht hinwegkonnte. Dort lag es, das Leben, in ihrem eigenen weißen Bette, aber niemals würde es sie in seine heißen Arme nehmen, nie würde sein lebendiger Atem über sie hingehen ... Da begann sie zu weinen, bitterlich, unstillbar, wie sie nie im Leben geweint hatte. Stundenlang flossen ihr warme Tränen

aus den alten Augen, unversiegbar, wie drunten das Wasser aus dem Marktbrunnen, und wurden kühl, wenn sie die Wangen hinunterliefen, und kalt, wenn sie ihr auf die Brust tropften, daß sie erschauerte. Und wie ein feuchter, weicher Schleier legte es sich über ihr altes, zerrissenes Gesicht.

Als man Reveille blies, sprang sie schleunig auf, wusch sich ihr Gesicht und lief dann zum Herd, um Kaffee zu kochen für ihren Gast, der noch immer in unveränderter Lage schlief. Und während sie den Kaffee aufgoß, kam ein gutes, stilles Altfrauenlächeln in ihr Gesicht und machte es lieb und freundlich.

Dann schickte sie sich an, ihn aufzuwecken, mitleidig, wie man ein müdes Kind weckt, das zur Schule muß. Unfreundlich, zornig stand er auf, wurde aber plötzlich gemütlicher, als er den frischen Kaffee roch.

Schließlich half sie ihm den Tornister umhängen, wischte ihm das Gewehr ab, steckte ihm noch ein Stück Fleisch und eine Mehlspeise in den Brotsack und war zu Tode erschrocken, als ihr der Korporal, bei der Tür angelangt, einen Gulden hinhielt. ‚Na, umso besser,‘ dachte dieser und steckte seinen Gulden geschwind wieder ein.

Dafür salutierte er noch einmal wohlwollend, als sich das Regiment in Bewegung setzte und sie oben im Fenster hinter ihren Blumen stand mit ihrem traurigen Lächeln.

Sie aber schaute dem hinziehenden Regiment langmächtig nach.... Und erst als die Musik in der Ferne verhallte, zog sie die rote Bluse langsam aus und schlüpfte in das noch warme Bett des Soldaten.

Ein Protektionskind

Die Rettenbachs waren eigentlich weder von besonders gutem Adel noch übermäßig begütert. Aber die weitverzweigte Familie hielt die einflußreichsten Stellungen im Reiche besetzt: Ein Onkel war General, einer Sektionschef, ein Vetter gar Bischof. Und da man mit drei solchen Verwandten in einem Kulturstaat erreichen kann, was man will, so brauchte der junge Baron Engelbert Rettenbach nur zu wählen: welcher Karriere immer er sich zuwenden wollte, er hatte für jede die beste Protektion.

Jedoch die Sache war eben die, daß er sich gar keiner Karriere zuwenden wollte. Engelbert war nämlich alles, nur nicht ehrgeizig. Er schwärmte von jeher für ein bequemes, naturgemäßes, behagliches Leben, womöglich auf dem Lande. Er war kein Phantast, sondern liebte die gesunde Wirklichkeit. Schon als er noch ein kleiner Bub war, hatte es ihm weit mehr Spaß gemacht, die wirklichen Hühner im Gutshof zu jagen, als mit dem Fräulein gemalte Vögel aus Papier zu

schneiden, oder den Knechten im Stall bei ihren Strohflechtarbeiten zu helfen, statt Lesezeichen aus Glanzpapierstreifchen zu flechten, was gute Kinder, wenn sie sich langweilen, bekanntlich tun. Und fünf Jahre später entschied er sich, wenn er die Wahl hatte zwischen dem schlechtesten Indianerbuch und der besten französischen Grammatik, immer für das Indianerbuch. Trotzdem kam er ins Theresianum. Denn er hatte eine furchtbar ehrgeizige Mama, die es sich in den Kopf gesetzt hatte, ihr Sohn müsse Minister werden. Er litt von Jugend an schwer an dieser Mutter, die fortwährend alle ihre Verbindungen ausnützte, um den armen Engelbert zu protegieren, der alles, nur nicht protegiert sein wollte. Da das Unglück mit dem Theresianum schon einmal geschehen war, wollte er wenigstens möglichst bald wieder heraus aus dieser Musteranstalt und Offizier werden; denn er schwärmte fürs Karambolspiel und liebte die Frauen. Aber nein, er mußte im Theresianum bleiben, eine Menge überflüssiger Dinge lernen und sich für die diplomatische Karriere vorbereiten. So wollte es seine Mutter. Vergeblich setzte er sich zur Wehre, indem er einfach nichts lernte. Das half ihm natürlich gar nichts, denn erstens hatte er einen sehr guten Kopf und merkte sich alles vom bloßen Zuhören, ob er wollte oder nicht, und dann für alle Fälle war ja Mama da, die mit ihren Bitten und Lamentationen immer alles wieder gut machte, was Engelbert sorgfältig verdorben

hatte, und für den äußersten Fall kamen der General, der Bischof und der Sektionschef in Betracht, die abwechselnd intervenierten und regelmäßig zu verhindern wußten, daß der junge Baron aus dem Theresianum hinausgeworfen werde, was ihn so unsagbar glücklich gemacht hätte.

Als er nun vierundzwanzig Jahre alt war und alles wußte, was ein junger Diplomat wissen muß, und zum Eintritt in das Ministerium reif war, womit die eigentliche Karriere bekanntlich beginnt, da nahm er sich vor, mit seiner Frau Mama einmal ein ernsthaftes Wort über seine Zukunft zu reden. Er hatte nämlich nicht die geringste Lust, jetzt auch noch in ferne Länder zu reisen, die ihn nichts angingen, im Süden zu schwitzen und im Norden zu frieren, und dabei unausgesetzt das Ansehen der Monarchie aufrecht zu erhalten, das ihm viel zu wert war, als daß er es von seiner Person hätte abhängig machen wollen. Er war ein Mensch, der sich zu Hause und bei fünfzehn Grad Celsius am wohlsten fühlte, und man wollte ihn durchaus den jähen Temperaturschwankungen einer wechselvollen Karriere preisgeben. Das paßte ihm um so weniger, als er heiraten wollte, wie alle Menschen, die für mittlere Temperaturen schwärmen und Reisen verabscheuen. Und er wußte sogar schon wen, ein Fräulein Lana, ihres Zeichens Sängerin, eine süperbe Brünette mit Augen so schwarz wie Tollkirschen und ebenso tödlich, in die er bereits als

Theresianist verliebt gewesen war und der er seither den Hof machte — nicht ganz ohne Erfolg. Die wollte er zu seiner Frau machen, mit ihr aufs Gut gehen, Kinder heranziehen und glücklich sein. Daß sie um zehn Jahre älter war als er, genierte ihn gar nicht. Wann auch hätte so etwas einen Vierundzwanzigjährigen geniert?

Aber sowie er seiner feierlichen Mutter, die nicht umsonst Eleonore hieß, diesbezügliche Andeutungen machte, bekam die würdige Dame sofort einen Herzkrampf — und er hatte doch nur vom Land und vom Heiraten ganz im Allgemeinen gesprochen, keineswegs von Fräulein Lucie Lana. Aber die Baronin war eben herzleidend, manchmal, wenn sie es nicht sein wollte, und immer, wenn sie es sein wollte, und so mußte sich Engelbert wieder einmal fügen und die Praktikantenstelle im Ministerium des Äußern seufzend antreten, nach der so viele Protektionskinder vergeblich streben, von denen, die keine Protektion haben, gar nicht zu reden. Am Ende, tröstete er sich, der Dienst dort ist der schlimmste nicht, die Arbeit bringt einen nicht um, und was die Zukunft anbelangt, so nahm er sich einfach vor, keine zu haben. Die Attachéprüfung ist bekanntlich nicht leicht, und ohne Attachéprüfung gibt's keine Ernennung für den diplomatischen Dienst. Der Baron bereitete sich also auf diese Prüfung vor — nämlich, indem er sich *nicht* vorbereitete. Aber das half ihm wieder nichts. Denn die Attachéprüfung ist unter Umständen sehr schwer, manch-

mal aber auch sehr leicht, je nachdem. Für ihn war sie so leicht, daß er durchkommen mußte. Denn daß er gut Französisch sprach, konnte er doch beim besten Willen nicht verheimlichen, und daß er ein hübscher Bursch mit einem tadellosen blonden Scheitel war und gute Manieren hatte, blieb natürlich auch kein Geheimnis. Es scheint, daß das für den diplomatischen Dienst genügt. Denn eh er sich dessen versah, hatte der Baron die Prüfung in sämtlichen Fächern mit ausgezeichnetem Erfolge bestanden, bis auf das Völkerrecht, in dem er noch fallen konnte. Er nahm sich also fest vor, in Völkerrecht zu fallen.

Aber durch das Unglück gewitzigt, verließ er sich nicht mehr auf seine mangelnden Kenntnisse. Vielmehr beschloß er, einen zufälligen Umstand auszubeuten, der ihn das Wohlwollen seines Prüfers kosten mußte. Der Hofrat nämlich, dessen Aufgabe es war, seine Kenntnisse im Völkerrecht zu untersuchen, war ein gar galanter Hofrat und, ohne daß er es wußte, der Rivale des jungen Rettenbach bei Fräulein Lana. Rettenbach schrieb daher dem Hofrat am Tage vor der Prüfung einen anonymen Brief, in dem er sich selbst in perfiden Wendungen verdächtigte, das Vertrauen der schönen Sängerin in hohem Maße zu besitzen. Das mußte ihm den Kragen brechen.

Wirklich trat er am nächsten Morgen nicht ohne ein Gefühl der Ängstlichkeit dem Hofrat im Prüfungs-

zimmer gegenüber. Und wirklich sah ihn der alte Geck mit dem schneeweißen Haar und den kohlschwarzen Brauen nichts weniger als wohlwollend an, als er ihn zum Sitzen einlud. Es war ein langer, feindseliger Blick aus zwei halb erloschenen, tiefgebetteten Augen, die der Haß und die Eifersucht aus ihren dunklen Höhlen trieb. Der Baron senkte den Blick vor der forschenden Wut des Alternden, der seine Jugend zu verwünschen schien. Aber da ging auch schon ein Lächeln aus dem schwarzgefärbten Schnurrbart des Hofrates hervor und um den verwitterten Mund herum, ein merkwürdig perfides, hinterlistiges Lächeln. Und dann legte er die Beine übereinander und fragte ganz gemütlich:

„Was ist Krieg, Herr Kandidat?"

Es ist schwer für einen intelligenten Menschen, auf diese Frage nicht zu antworten. Der Baron gab nachlässig einige Auskünfte in dieser Richtung, die dem Hofrat vollauf zu genügen schienen. Denn er nickte mehrmals mit dem Haupte, dessen sorgfältig kultivierter Haarbestand schneeweiß war wie die Wolle eines frischgewaschenen Lammes. Dann warf er den Kopf zurück, die Augen kamen wieder drohend aus ihren schwarzen Höhlen hervor, die pechschwarzen Brauen zogen sich zusammen, daß dem Baron angst nnd bang wurde, und der Hofrat fragte zum zweiten Mal:

„Was ist eine Großmacht?"

Und gleich darauf:

„Was für ein Unterschied ist zwischen einem Botschafter und einem Gesandten?“

‚Will er mich zum Narren haben?‘ dachte Engelbert und setzte alle Hoffnung auf eine dritte Frage, die er unter keiner Bedingung mehr beantworten wollte. Aber diese dritte Frage kam überhaupt nicht mehr. Denn kaum hatte der Hofrat erfahren, wodurch sich der Botschafter vom Gesandten unterscheidet, als er aufstand und das Zimmer triumphierend lächelnd verließ. Gleich darauf wurde dem Kandidaten verkündet, daß er die Prüfung im Völkerrecht mit vorzüglichem Erfolge bestanden habe. Er war außer sich.

Die Sache war die, daß der schwarz-weiße Hofrat, der sonst ein unangenehmer Prüfer war, sich diesmal durch den anonymen Brief hatte beeinflussen lassen — freilich ganz anders, als der junge Diplomat berechnet hatte. Der Baron hatte geglaubt, daß ihn der Hofrat aus Bosheit fallen lassen werde, der aber ließ ihn aus Bosheit durch. Denn es lag ihm viel daran, diesen um dreißig Jahre jüngeren Rivalen so bald als möglich in Paris zu wissen oder sonst irgendwo im Ausland, wo er der schönen Lucie nicht mehr gefährlich werden konnte.

Engelbert wußte auch, daß ihm Paris bevorstand, sein Onkel, der Sektionschef, hatte es ihm oft genug angedroht. Aber im Gegensatz zu allen seinen Kollegen, die sich nur darüber kränkten, daß sie nicht nach Paris

kommen konnten, war der Baron, das Protektionskind wider Willen, außer sich darüber, daß er dahin kommen sollte. Darum machte er auch dem Sektionschef einen Besuch, um ihn als Verwandten zu bitten, seine Ernennung zu hintertreiben. Aber der alte Herr wußte gleich, woher der Wind wehte. „Ich weiß ja, warum du nicht willst. Aber gerade darum mußt du fort. Eine Frau, die um zehn Jahre älter ist als du! . . . Du wirst mir noch einmal sehr dankbar sein, daß ich dich weggeschickt habe."

Von der Seite war also nichts zu machen, um so weniger, als der Sektionschef reich und Junggeselle und Engelbert sein präsumtiver Erbe war. Man durfte ihn nicht reizen. Der Baron faßte einen anderen Plan, um die Protektion seines Onkels und seiner übrigen einflußreichen Blutsverwandten unschädlich zu machen. Er wollte sich direkt an den Minister wenden. Protektion gegen Protektion!

Ein paar Tage vor der Ernennung fand nämlich eine Soiree statt, bei der auch der Minister erscheinen sollte und zu der der junge Rettenbach geladen war. Das hatte wieder seine Mama erreicht. Und auch das hatte sie erreicht, daß der Minister seinen Namen bereits kannte und ihn in ein Gespräch ziehen wollte. Engelbert wußte, daß ihm das bevorstand, und gründete darauf seinen Plan. Es war da nämlich ein junger Mann im Ministerium, ein gewisser Doktor von Rosen, dessen

Name vor Zeiten etwas länger gewesen und minder poetisch geklungen hatte, weshalb man ihn auch nicht ernennen wollte. Engelbert hatte es sich nun in den Kopf gesetzt, daß dieser wirklich ungemein tüchtige und fähige junge Mann, der auch die für ihn sehr schwierige Attachéprüfung glänzend bestanden hatte, an seiner Stelle nach Paris müsse. Und darum sagte er, sowie ihn der Minister bei der Soiree ansprach, mit der Entschlossenheit eines Menschen, dem an seiner Karriere gar nichts liegt, im Gegenteil: „Exzellenz, ich habe eine Bitte an Sie!"

Der Minister zog die Augenbrauen hoch, sehr hoch, und trat einen kleinen Schritt zurück: „Worum handelt es sich?" fragte er.

„Um die Ernennung des Pariser Attachés!"

Der hohe Würdenträger lächelte, ganz leise und ironisch, wie die Einflußreichen lächeln, wenn die Streberei vor ihnen ihre Kapriolen schlägt, und sagte müde: „Ich weiß, Sie sind mir empfohlen."

„Nein, Exzellenz," sagte Engelbert. „Es handelt sich nicht um mich. Ich will gar nichts für mich — im Gegenteil. Es handelt sich um einen Freund, einen riesig fähigen Menschen, viel fähiger als ich . . ."

„Wie heißt er denn? fragte Exzellenz.

„Von Rosen."

„Weiß schon!" sagte der Minister, und seine Nasenflügel zuckten nach aufwärts.

Drei Tage später war Rettenbach für Paris er-

nannt und Rosen übergangen. „Grad weil er sich für seinen Freund verwendet hat, hab ich ihn ernannt," sagte der Minister zum Sektionschef, „das hat mir gefallen."

Niemand war glücklicher über diese Ernennung als die Baronin Eleonore und niemand unglücklicher als der Ernannte. Unter Tränen verabschiedete er sich von Fräulein Lana, die auch sehr traurig lächelte, denn der Nachmittag einer schönen Frau ist immer gern geneigt, sich in den Vormittag eines Mannes zu verlieben — und überdies, junge Leute unter fünfundzwanzig heiraten noch, wenn sie lieben, und Fräulein Lana hätte sehr gerne geheiratet, oder sich doch wenigstens einen Heiratsantrag machen lassen, aus mancherlei Gründen. Aber da half nun einmal nichts, er mußte fort, und sie mitzunehmen, dazu reichte es nicht, auch war sie nicht mehr für Experimente. . . . So redete sie ihm lieber zu, freundlich und gefühlvoll, wie eine ältere Schwester, und er folgte ihr schließlich, wie Kinder folgen, sehr unglücklich und die Augen voller Tränen. Aber der Pariser Wind trocknete diese Tränen rasch. Es fiel ihm ein, daß er sich betäuben müsse, um sein Unglück zu vergessen, und so machte er denn in seiner Verzweiflung ein paar Jahre lang alles mit, was ein junger, hübscher Attaché in Paris mitmachen kann — und das ist nicht wenig. Aber eines Tages fing er an, sich mit der schönen Frau eines neuen Vorgesetzten zu betäuben, die Lucie ähnlich sah (er liebte prinzipiell nur Frauen, die Lucie ähnlich

sahen; es war eine Art von Treue), und der Gatte kam dahinter. Aber der war viel zu viel Diplomat, um sich zu schlagen; auch hätte er, wenn er das gewollt hätte, sein Leben lang Pistolen laden müssen. Vielmehr tat er, was er in solchen Fällen gewöhnlich tat, er ließ den Nebenbuhler nach auswärts avancieren. Eines Tages wurde Baron Rettenbach als Legationssekretär nach Rom berufen, der erste aus seinem Jahrgang. Er war eben ein Protektionskind.

Glücklicherweise gab es auch in Rom Frauen, die Lucie ähnlich sahen. Allein das Klima behagte ihm nicht. Darum strebte Rettenbach nach ein paar Jahren seine Versetzung nach Berlin an, obwohl er dort gar keine Aussichten hatte. Aber gerade das reizte ihn. Denn er wollte seine Karriere gerade nur so weit verfolgen, als unbedingt nötig war, um in Pension gehen zu können. Er suchte nach einem Abgang, das sollte Berlin sein. Aber noch lebte die alte Baronin, und noch war sie ehrgeizig für ihren Sohn. So verwandelte sie ihm den Abgang in einen Auftritt, und zu seiner Überraschung kam er anstatt nach Berlin nach London, auf einen sehr verantwortungsvollen Posten. Jetzt begann er, einzusehen, daß es sein Schicksal sei, Karriere zu machen, ob er wollte oder nicht, und er fing an, sich zu ergeben, wie die meisten nach fünfunddreißig. Auch interessiert sich am Ende jeder für einen Beruf, dem er durch zehn Jahre angehört, aus Gewohnheit, aus Lang-

weile, manchmal aus Verzweiflung. So fing auch Rettenbach in London endlich zu arbeiten an, und das hatte gerade noch gefehlt. Er hatte natürlich gleich Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und man prophezeite ihm eine glänzende Zukunft. Aber er verzichtete darauf; er wollte in London bleiben, er hatte jetzt keine Veranlassung mehr, nach Wien zurückzukehren, denn die ehrgeizige Mama hatte die Augen zugemacht, und was Fräulein Lana anbelangte, so konnte er sich beiläufig vorstellen, wie die jetzt aussah. Er hatte nicht die geringste Lust, sie wiederzusehen, und vermied es ängstlich, Bekannte nach ihr zu fragen.

Nun ist es eines der Geheimnisse des Lebens, daß man am Ende alles erreicht, aber erst, wenn es einem keine Freude mehr macht. So ging es auch Rettenbach. Kaum hatte er sich mit London endgültig abgefunden, als er nach Wien ins Ministerium berufen wurde. Wie glücklich wäre er vor fünfzehn Jahren gewesen, wenn man ihn dort belassen hätte! Jetzt war es ihm gleichgültig. Und voll Haß dachte er, auf der Heimreise begriffen, an den längst verstorbenen Onkel, der mit seinen dürren, ehrgeizigen Fingern sein blühendes Leben geknickt hatte, der ihm seine Jugend geraubt hatte, sein Glück, den grünen Herrensitz in Steiermark, wo er so still und behaglich hätte leben können, der ihm das stolze Original seiner Liebe entwendet und ihn gezwungen hatte, sich sein Leben lang mit mehr oder minder wertlosen Kopien zu begnügen. . . .

Und er versöhnte sich erst mit dem Andenken des alten Herrn, als er das Original eines Tages wiederfand. Es war bei einer Nachmittagsunterhaltung in einem aristokratischen Hause, in dem viel musiziert wurde. Da stand plötzlich eine Dame am Klavier und sang mit der Stimme des Fräuleins Lana die Lieder des Fräuleins Lana und sah überhaupt ganz so aus wie die Geliebte von ehemals, gerade so superb, gerade so brünett, aber um zehn Jahre jünger — merkwürdigerweise. Es war nämlich eine Tochter der Sängerin, eines dieser geheimen Kinder von Schauspielerinnen, von deren Existenz man erst erfährt, wenn die Geschichte durch später nachfolgende Heirat legitimiert wird. Das war in diesem Falle geschehen. Übrigens, auch wenn es nicht geschehen wäre, so hätte dies den Baron nicht davon abhalten können, Lili — so hieß Lucie II. — zu heiraten. Denn sie war in einem höheren Sinne die einzige Frau, die er wahrhaft geliebt hatte; seit zwanzig Jahren, und dabei war sie zwanzig geblieben. Was freilich nur einem Protektionskind passiert.

Und weil er ein solches war und blieb, geschah es weiter, daß sich Lilis blühender Vormittag in den Nachmittag dieses weit gereisten, eleganten Mannes verliebte, viel redlicher verliebte, als es die Mama jemals gewesen war. So wäre sein Glück vollkommen gewesen, nur eines fehlte: Lili wollte um keinen Preis aufs Land. Und auch von einer Pensionierung wollte sie nichts

wissen. Sie war furchtbar ehrgeizig, noch ehrgeiziger als die selige Baronin, und bildete sich ein, ihr Engelbert müsse Minister werden. Und schließlich wurde er es denn auch, wurde es, wie er alles im Leben geworden war, weil sich die anderen Leute in den Kopf gesetzt hatten, daß er es werden müsse.

Orthographie

Der Dichter Philipp Fabris begab sich von seiner Freundin nach Hause. Er hatte bei Madeleine zur Nacht gespeist, dann hatten sie ein paar Zigaretten geraucht, und sie hatte ihm eine Novelle aus ihrer Feder vorgelesen, wobei ihn langsam schläferte. Vor Torsperre mußte er sie verlassen, denn Madeleine war Witwe. Übrigens ging er ganz gern.

Seit ungefähr einem Jahr sah man ihn allenthalben in ihrer Gesellschaft, aber in der letzten Zeit begann sie ihn zu langweilen. Gewiß, sie war schön und kultiviert und fein erzogen und interessierte sich für eine Menge schöner Dinge, die auch ihm am Herzen lagen. Dennoch verstimmte es ihn manchmal, wenn sie mit ihm von Kunst sprach, von dieser ewigen Kunst, der er sein Leben geopfert hatte, und die er eben darum manchmal haßte — besonders an Frühlingsabenden und nach dem Nachtmahl. Aber sie sprach immer von der Kunst, auch an Frühlingsabenden.

Zumal heute hatte sie sich nicht genug tun können

in dieser Hinsicht, und gerade heute war er so gar nicht aufgelegt gewesen zu wesenlosem ästhetischem Geschwätz. Die Fenster des Zimmers, in dem er und Madeleine speisten, waren weit offen gestanden, und draußen breitete der Vollmond seinen silbernen Mantel über die dunklen Gärten, Dächer und Türme der Stadt, die in einer mäßigen Entfernung zu einer schweren, schweigenden und geheimnisreichen Masse verschmolzen, aus der es nur da und dort flüchtig silberig aufblitzte, wenn das Mondlicht ein spiegelndes Fenster traf oder auf einem glänzenden Schieferdach einen Augenblick verweilte. Während Madeleine allerhand erzählte, trat der Dichter ans offene Fenster und trank mit geschlossenen Augen die magisch leuchtende Mondluft, die in einem breiten Strom durch das hohe Fenster hereinquoll. Nach einer Weile trat Madeleine zu ihm, legte ihre feine Hand auf seine Schulter und sagte leise:

„Was macht dein neues Stück, Philipp?"

„Es geht nicht," sagte er unwirsch, mit leicht gerunzelten Brauen, peinlich berührt von dieser banalen und deplazierten Frage. Und schweigend folgte er mit den Augen einem Liebespaar, einem Soldaten mit seiner Köchin, die drunten vor der Villa in der nächtlichen Allee auf und nieder gingen.

Später, beim Nachtessen, hatte Madeleine seine Verstimmtheit bemerkt und sie zum willkommenen Anlaß genommen, um sich in psychologischen Analysen seiner und ihrer Natur zu ergehen, die sie liebte.

Zum hundertsten Mal, seit sie sich kannten, erklärte sie ihm seinen Charakter, vertiefte sich sodann in ihre eigene Art, die sie gern und oft beleuchtete, verglich sie schließlich beide mit Gestalten aus gewissen modernen Romanen und Theaterstücken und ergab sich einer Menge von Betrachtungen und zum Teil recht geistreicher Reflexionen, die ihm die Freude an dem guten Essen verdarben.

Ohne zu antworten, stand er auf, trat neuerdings ans Fenster und schaute in die weiße Mondscheibe, die in der schwarzblauen Unendlichkeit des Himmels schwamm, und grübelte über ein Wort, ein Bild, mit dessen Hilfe man diesen Zauber festhalten könnte.

Da er so wortkarg war, hatte sie seufzend ihr Manuskript geholt und vorzulesen begonnen.

Seinerzeit, zu Beginn ihrer Beziehungen, hatten ihm diese ihre literarischen Gehversuche Spaß gemacht, seit kurzem ermüdeten sie ihn. Allein, daran gewöhnt, daß man ihm vorlas, hörte er geduldig zu. Nur als sie nach beendeter Lektüre auf einem Urteil bestand, hatte er ihr, mißlaunig, wie er war, Grobheiten gesagt über ihre Arbeit, die sie demütig, gebeugt vor seiner Autorität in literarischen Dingen, entgegennahm.

Schließlich hatte sie ihm das Wort abgenommen, morgen wiederzukommen und den Roman des begabten W. mitzubringen, der seit einiger Zeit von sich reden machte, und hatte ihn mit einem kühlen Kuß entlassen, den er kaum erwiderte.

Das war ein Abend bei seiner Geliebten, um deren Besitz ihn hundert Bewunderer ihres Geistes, ihrer Schönheit beneideten! Er gähnte.

Nun stand er unten auf der Straße, die zwischen den dunklen Alleen, die sie säumten, unwahrscheinlich weiß im Mondlicht hinfloß, gleich einem leuchtenden Strom zwischen dunklen Ufern.

Er zündete eine Zigarre an und trat nachdenklich in die Allee ein. Sofort bemerkte er wieder die Liebenden, die schweigend vor ihm hergingen, sich an den Händen führend wie zwei Kinder. Nun kehrten sie zum zwanzigsten Mal um. Der Dichter trat seitwärts in den Schatten der Bäume, und es gelang ihm, unbemerkt zu bleiben. Die beiden, die sich unbeobachtet wähnten, machten gerade vor ihm Halt und küßten sich lange und innig. Kichernd sagte das Mädchen:

„Nein, wie einen dein Schnurrbart kitzelt . . .“

Der Dichter strich sich den Schnurrbart und dachte im Weiterschreiten: warum sagt Madeleine niemals so etwas Einfaches, Naives? Immer ist sie kompliziert, intellektuell, nie ist sie Weib . . .

Auf dem Heimweg, den er zögernd antrat, dachte er fortwährend grollend an Madeleine. Schlecht gelaunt, wie er nun einmal war, legte er ihr eine Menge häßlicher Eigenschaften bei, die sie gar nicht hatte, und verschwieg sich geflissentlich die Vorzüge, die ihr eigen

waren. Es bereitete ihm ein grausames Vergnügen, sich über die Kleinheit, Verbogenheit und Verlogenheit ihres Charakters klar zu werden, im Geist gleichsam Feuer auf sie zu schütten. Er zankte mit ihr, er beschimpfte, verleumdete sie. Plötzlich fiel ihm ein, daß es doch seine Geliebte sei, die er solcherart vor sich selbst herabsetzte. ‚Geliebte!‘ lachte es in ihm; ‚Gehaßte!‘ wäre besser.

Denn er haßte sie, heute haßte er sie. Aber hatte er nicht noch alle seine Geliebten nach einiger Zeit gehaßt? Wenn er aufrichtig genug war, mußte er diese Frage bejahen. Nun erschrak er vor den Abgründen der eigenen Seele und ging traurig weiter.

Bei der Stadtbahnstation, als er eben eintreten wollte, karambolierte er mit einem schlanken, jungen Mädchen, das in Eile auf die Straße trat.

„Pardon!“ sagte er, den Hut berührend. „Hab ich Ihnen wehgetan?“

„O nein,“ lächelte sie, „ich bin noch ganz!“

Die prompte Antwort gefiel ihm, auch ihr schelmisches Lachen gefiel ihm, das ihr schönes und gutes Gesichtchen gleichsam öffnete. Da sie weiter wollte, trat er an ihre Seite.

„Warum haben Sie's denn auch gar so eilig, schönes Fräulein?“

„Weil's schon spät ist!“ sagte sie bedenklich, ihren Schritt verzögernd. „Ich bekomm's von der Mutter. Haben Sie vielleicht eine Uhr?“ setzte sie hinzu.

Er hatte eine. Er sagte ihr, wie spät es sei, und sie gestattete ihm, sie ein Stück zu begleiten.

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht“ — sagte sie.

Unterwegs erkundigte er sich nach ihren Verhältnissen. Diese waren einfach genug. Sie stammte aus einer kleinen Beamtenfamilie, lebte bei ihrer verwitweten Mutter in Hietzing und war Probiermamsell in einem Modemagazin der Stadt. Manchmal bekam sie von ihrem Chef oder von einer Kundin eine Karte für die Oper, wie dies auch heute der Fall gewesen war. Das war dann ihr einziges Vergnügen.

Der Dichter schrieb sich ihre Adresse auf und versprach, ihr gelegentlich einen Sitz für die Oper zu senden.

„Ich bin ein bißchen mit der Intendanz bekannt,“ protzte er.

„Gehn S'!“ sagte sie mit einer scheuen Hochachtung, die ihn amüsierte.

Beim Haustor stellte er sich vor, und zwar gegen seine Gewohnheit unter seinem wirklichen Namen. „Philipp Fabris!“ sagte er. Der Name war ihr völlig unbekannt, machte nicht den geringsten Eindruck auf sie. Aber als der Hausbesorger hinter dem niedrigen runden Haustor hörbar wurde, reichte sie dem Dichter in Eile eine von den roten Nelken, die sie lose in der Hand trug.

„Für die Begleitung!“ sagte sie schelmisch.

Er wollte ihr die Hand küssen, sie entzog sie ihm

lachend und schlüpfte ins Tor. Der Dichter schaute ihr nach.

Frieda hieß sie. Auf dem Nachhauseweg, den er nun wirklich und in besserer Laune antrat, wiederholte er sich mehrmals diesen einfachen Namen. Und er stellte ihn im Geist neben Madeleine. Frieda und Madeleine, das waren zwei Welten. Jede hatte das, was der anderen fehlte. Aber da er Madeleine besaß, entschied er sich für Frieda.

Am nächsten Morgen erhielt er ein Billett von Madeleine, in dem sie ihn bat, am Abend nicht zu kommen, da eine befreundete Pianistin sich bei ihr angesagt hätte, deren Bosheit sie fürchte. Sie erinnerte ihn noch an den Roman und bat ihn, ihr das Buch durch einen Diener zu senden.

Diese wenigen Zeilen waren in einer sorgfältig gewählten, literarischen Form geschrieben, tadellos stilisiert, ebenso wie die andern Billette und Briefe, die in seinem Schreibtisch aufgestapelt lagen und einen zarten, vornehmen, etwas herben Duft ausströmten. Er nahm mehrere dieser Briefe vor und las sie flüchtig durch. Sie glichen einander wie die Blätter eines Baumes, alle akademisch in Form und Inhalt, alle vornehm, gedämpft und kühl. Niemals, auch nicht an den bewegtesten Stellen, hatte sie einen Beistrich vergessen, niemals gegen die Orthographie gefehlt. Höhnisch lächelnd legte er diese Briefe beiseite, stieß die Lade zu.

Dann ging er nach der Stadt und kaufte zwei Galeriekarten für die Oper, deren eine er Frieda ins Geschäft schickte.

* * *

Er war schon lange nicht auf der Galerie gewesen, und als er ein bißchen schwerfällig die Treppe hinanstieg, hatte er im Steigen das Gefühl, als würde er wieder jung. Hier hatte er als Gymnasiast gestanden, als Student gesessen, hier hatte er als junger Mann gehaust, hatte Elevinnen und Modistinnen angesprochen, Bekanntschaften gemacht und unzählige Eindrücke gesammelt, die er später verwertete. Dann war er langsam, im Maß, wie er berühmt wurde, hinabgeglitten, und mit Madeleine hatte er nur noch im Parkett gesessen. Aber nun, mit Frieda, ging er wieder auf die Galerie; das war lustig.

Sie hatte ihren Platz bereits inne, als er kam, und begrüßte ihn verlegen. Während die Ouverture spielte, betrachtete er seine Nachbarin. Sie war ärmlich gekleidet, trug eine weiße Batistbluse, der man es ansah, daß sie bereits oft gewaschen war. Sie hatte keinerlei Schmuck angelegt, auch nicht einen einzigen Ring an den kleinen, festen Händen, die sie der nicht mehr ganz einwandfreien braunen Handschuhe entkleidet hatte. Aber die dürftige Toilette war nicht imstande, den Lieb-

reiz ihrer holden Gestalt zu unterdrücken, und unter dem kunstlos aufgesteckten, löwenfarbenen Haar blitzte ein Paar herrlicher Augen wie zwei in Perlmutter gefaßte Edelsteine.

Auch war er weit davon entfernt, sich ihres geringen Anzuges zu schämen. Im Gegenteil, es machte ihm gewissermaßen Spaß, daß er, der berühmte Dichter, da im festlich erleuchteten Theatersaal neben einem schlichten Mädel aus dem Volk saß, und als sich die Gläser aus einer Loge im ersten Rang, die Bekannte innehatten, neugierig auf ihn und seine Nachbarin hefteten, empfand er jene gewisse höhnische Genugtuung, die jeder Künstler empfindet, wenn es ihm gelungen ist, den Philister zu ärgern.

Man gab ‚Faust‘, diese verliebteste aller Opern, und bei den rührenden Szenen weinte Frieda. Der Dichter sah es und betrachtete gerührt, wie in der Wahnsinnsszene sich zwei dicke Tränen langsam von ihren langen Wimpern lösten und, hurtig an den runden Wangen herablaufend, eine feine, rosige Spur auf der Haut zurückließen. Madeleine hatte er nie im Theater weinen sehen, sie war zu raffiniert und zu wohlerzogen dazu.

Vier Wochen nach jenem ersten Theaterabend gab sie ihm widerstrebend den ersten Kuß. Andere folgten, schließlich sträubte sie sich nicht mehr, gleich wie ein Schiffer, der es müde ist, gegen den Strom zu kämpfen, die Ruder einzieht und sich treiben läßt. Denn schon

liebte sie den bleichen Dichter mit der hohen Stirn, den leidenden Augen und dem stolzen Mund.

Der Bruch mit Madeleine ging ohne große Schrecken, ja, ohne dauernde Entfremdung vor sich. Die Liebe war eben reif zum Brechen gewesen — auf beiden Seiten; ein Husarenleutnant war sein Nachfolger.

Madeleine nahm die Untreue des berühmten Mannes zur Kenntnis, dachte darüber nach, bemühte sich eine Zeitlang vergebens, in Wunden zu schwelgen, die gar nicht vorhanden waren, und machte schließlich aus ihren gemischten Gefühlen eine Novelle, die Fabris liebenswürdig genug war zur korrigieren und seinem Verleger zu empfehlen.

Madeleine und er blieben Freunde.

Nur wenn er ihr von seinem jungen Glück erzählte, kam ein böser Zug in ihr feines Gesicht, als wüßte sie alles voraus. Allein er ließ sich das nicht anfechten.

Nach acht Wochen, als Frieda einmal verhindert war, zum Rendezvous zu kommen, schrieb sie ihm den ersten Brief. Schon schrieb sie seinen eigenen Stil, den Stil nämlich, dessen er sich im Gespräch bediente, wenn er sich ein wenig gehen ließ, aber sie schrieb ihn voll orthographischer Fehler. Fabris lächelte glücklich und nachsichtig und küßte das ungeschickte kleine Briefchen, in dem eine treue und einfältige Seele laut wurde, die nur dieses einzige Ziel kannte: ihn, den Geliebten, anzubeten. Die orthographischen Fehler störten zwar, aber

abends, wenn er sie in seinen Armen hielt und küßte, waren sie wieder vergessen.

Gegen den Herbst zu war Frieda gezwungen, vierzehn Tage mit ihrer Mutter fern von Wien zu verbringen. Nun schrieb sie ihm täglich, acht Seiten lange Briefe, manchmal so buntes und törichtes Zeug, daß er Mühe hatte, sich in dem Gekritzel zurechtzufinden. Die Briefe strotzten von Fehlern.

Sie schrieb ihre eigene Orthographie, die mit der in den Schulen gelernten oft nicht den geringsten Zusammenhang besaß. Dennoch herrschte eine gewisse Gesetzmäßigkeit, die dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen konnte. Mit einer gewissen Konsequenz verwechselte sie z. B. den Artikel ‚das' mit der Konjunktion ‚daß'. Sie schrieb ‚daß Kleid' aber ‚ich will, das du mir täglich schreibst'. Ein Dehnungszeichen setzte sie nur dort, wo es nicht hingehörte, und mit den Doppelkonsonanten lebte sie auf sehr gespanntem Fuß. Eine Zeitlang amüsierte ihn das alles.

Aber sowie er sich anschickte, einen dieser Briefe zu beantworten, verdroß es ihn, daß sie so viel Fehler machte. Er nahm sich vor, es ihr zu sagen und ihren Sinn für Orthographie heranzubilden.

Als sie vom Lande zurückkehrte, legte er ihr alle die roten und blauen Briefchen und Kärtchen in korrigiertem Zustand vor. Sie nahm die Sache leicht, lachte und fiel ihm um den Hals. Er lachte gleichfalls und

begann ihr die einzelnen Fehler zu erklären. Sie saß dabei auf seinen Knieen, die Hand auf seiner Schulter, und sagte nur immer: „Natürlich, das ist falsch, natürlich, das wird so geschrieben ...“ als wüßte sie all das so gut wie er ... Und zwischendurch küßte sie ihn, bis er schließlich zu erklären aufhörte.

Acht Tage später schrieb sie ihm wieder und machte genau dieselben Fehler.

Er korrigierte immer und immer wieder, unermüdlich, fest entschlossen, ihr die Orthographie um jeden Preis beizubringen. Manchmal wurde er ungeduldig, setzte eine strenge Lehrermiene auf und zankte sie tüchtig aus. Das amüsierte sie nur. Aber wenn er ironisch wurde, so verzog sie das Gesicht wie ein Kind und begann bitterlich zu weinen. Orthographisch schreiben lernte sie darum doch nicht.

Allmählich irritierte ihn das, besonders als er einsah, daß alle seine Mühe vergeblich sei. Daß sie so ungebildet war, nahm er als etwas Gegebenes hin, aber daß sie nicht bildungsfähig war, das verübelte er ihr.

Auch blieb es nicht bei der Orthographie: mit der Zeit entdeckte sein kritisch gewordener Blick, daß ihr auch auf anderen Gebieten jene feine Erziehung mangele, die nur das Ergebnis einer systematischen, jahrelangen Geistesbildung sein kann. Dies zeigte sich vor allem in Fragen des Geschmacks. Daß sie, die nicht orthographisch schreiben konnte, auch kein literarisches Urteil

besaß, hätte er verhältnismäßig leicht ertragen, um so mehr, als er ja auch der so gebildeten Madeleine keins zugestand. Immerhin schmerzte es ihn auf die Dauer, wenn sie Keller herabsetzte und für die Eschstruth schwärmte. Und als sie schließlich den ‚Grünen Heinrich‘ ihm zuliebe las und sichtlich gezwungen lobte, war ihm das natürlich auch nicht recht.

Schlimmer aber machte sich der gänzliche Mangel an Sprachkenntnissen fühlbar. Er liebte es, im Gespräch hie und da eine französische Phrase, ein englisches Sprichwort zu gebrauchen. Das mußte er ihr dann immer erst weitläufig übersetzen, was ihn nervös machte.

Auch in der Sprache verriet sich die mangelnde Bildung. Sie sprach einen leichten Dialekt — das wäre noch hingegangen. Aber sie vernachlässigte Endungen, verwechselte den Dativ mit dem Akkusativ, bildete falsche Imperfekta, und jede gewählte Wendung war ihr völlig fremd. Diese Mängel empfand er um so peinlicher, als er selbst ein Stilist ersten Ranges war und einen großen Teil seiner Erfolge seiner raffinierten Wortkunst verdankte.

Schließlich kam er dahinter, daß sie sich auch unorthographisch benahm, unorthographisch kleidete, unorthographisch ging, stand und lachte. Überall sah er Fehler. Wie sie ein S beim Schreiben vergaß, so geschah es auch, daß sie eine Schließe an ihrer Bluse offen ließ, daß irgendwo ein Knopf fehlte, daß sie vertretene

Schuhe trug, eine geschmacklose Blume auf dem Hut, ein schreiendes Band um den Hals, eine unmögliche Krawatte unter dem Kinn. Und all die tausend Kleinigkeiten in der Toilette, die man nur bemerkt, wenn sie fehlen, taten seinen verwöhnten Augen weh, beleidigten seinen Schönheitssinn und konnten ihn in einer Weise verstimmen, daß er darüber immer mehr Friedas reizende und echte Eigenschaften vergaß, ihre Treue, Natürlichkeit und Einfachheit, Eigenschaften, die ihn vom ersten Augenblick an bezaubert hatten und immer die gleichen blieben.

Und schon kam es manchmal so weit, daß er sich ihrer schämte.

Die Orthographie warf einen schweren Schatten über das schöne und innige Verhältnis, und der Dichter sah das Ende mit Bangen voraus. Er hatte noch jede seiner Geliebten nach einer gewissen Zeit aus irgend einem Grunde zu hassen begonnen, sollte das auch Friedas Schicksal sein? Er wollte nicht, er wollte sie sich erhalten um jeden Preis. Da galt es, um sein Glück zu ringen.

Er begann das Unorthographische ihres Wesens auf jedem Gebiet verzweifelt zu bekämpfen. Wie er zuerst ihre Briefe korrigiert hatte, so besserte er bald an ihrem ganzen Wesen herum, strich alles, was ihm mißfiel, sofort und energisch rot an. Bald war ihr Zusammensein ein ewiges Schulehalten, ein ewiges Nörgeln, Sticheln und Quälen seinerseits. Manchmal wurde ihr

das zu dumm, und sie machte ihm eine Szene. Manchmal weinte sie bitterlich und sah ihn stumm und vorwurfsvoll an, mit einem Blick, der ihm ins Herz schnitt. Dann fluchte er seinem unglücklichen Temperament, kniete vor ihr hin, küßte ihre Hände, bat sie um Verzeihung und versprach ihr, sich zu bessern. Sowie sie gut war, fing es wieder an ärger als vorher. Aber sie wurde immer wieder gut. Wenn sie auch einmal in Zorn geriet, so ertrug sie doch alles in allem seine Launen und Quälereien mit einer wahren Engelsgeduld, ordnete sich widerspruchslos seinen Befehlen und seinem Geschmack unter und arbeitete mit heißem Bemühen an ihrer Verfeinerung — freilich ohne Erfolg. Denn ebensowenig wie er sich ändern konnte, vermochte sie es. Aber diese Erkenntnis machte ihn nur noch zorniger.

Unter anderm paßte ihm auch ihre Stelle als Probiermamsell auf die Dauer nicht. Glücklicherweise besaß Frieda eine sehr schöne Stimme, und eine renommierte Gesangslehrerin machte sich anheischig, das schöne und energische Mädchen für die Bühne auszubilden. Frieda war, wenn auch widerstrebend, einverstanden. Sowie sie aber einmal in der neuen Karriere drinnen war, bekam sie Lust und machte rasche Fortschritte im Gesang. Außerdem hielt ihr Reimann einen Lehrer, der Supplent an einem Gymnasium war und die Elevin in Grammatik und Orthographie sowie in den Anfangsgründen des Französischen unterrichtete.

Nun begann sie sich allmählich zu verändern. Im Anfang ging es langsam, kaum merklich, dann aber, sowie sie sicherer wurde, immer schneller. Zuerst lernte sie sich mit Geschmack kleiden, dann sprechen, sich benehmen, und schließlich gab auch die Orthographie nach, die Schrift, der Stil verbesserte sich, sie machte weniger Fehler. Bald lernte sie, sich über ein Buch, das sie gelesen, Rechenschaft geben, wußte über ein Bild, ein Stück zu sprechen, bekam ein eigenes Urteil, das sie oftmals sogar der entgegengesetzten Ansicht des Geliebten gegenüber zu seiner Freude aufrecht erhielt. Mit einem Wort, sie wurde eine Person.

Auch äußerlich veränderte sie sich. Ohne gewachsen zu sein, schien sie doch größer geworden, schöner, freier — und in ihre Züge war ein Ausdruck von Geistigkeit gekommen, der früher gefehlt hatte. Fabris, der die Dichtergabe besaß, im Gegenwärtigen das Vergangene nicht zu vergessen, betrachtete sie oft mit freudigem Staunen. Wo war es, das Vorstadtmädel, das er vor drei Jahren bei der Bahnstation angesprochen und nach Hause begleitet hatte? Das Fräulein dort am Klavier war eine vollendete Dame. Das Fräulein dort war ein feines, bezauberndes Geschöpf, eine holde Frauenblüte, die Natur und Kultur wunderbar vereinte, die jedermann auf den ersten Blick gefangen nahm, der jedermann eine glänzende Zukunft prophezeite.

Wer aber hatte sie zu dem gemacht, was sie war?

Er selbst hatte sie geschaffen. Und dieses Bewußtsein verlieh seiner Liebe den letzten geistigen Reiz. Denn nun liebte er in Frieda nicht nur die Geliebte, sondern sein eigenes Werk, das Produkt seiner geistigen Kraft und Persönlichkeit, das eine gar liebliche Gestalt angenommen hatte und lächelnd und vielbewundert in der Welt herumging.

Darum liebte er sie mehr als jede ihrer Vorgängerinnen, liebte sie abgöttisch, mit der ganzen eifersüchtigen Zärtlichkeit und Kraft, deren sein großes und närrisches Dichterherz fähig war.

Und darum traf es ihn wie ein Faustschlag mitten ins Gesicht, als Frieda, die auf ein paar Wochen verreist gewesen, ihm eines Tages mitteilte, daß sie ihn nicht mehr liebe, sich entschlossen habe, der Bühnenkarriere zu entsagen und den Lehrer zu heiraten, der sie im Deutschen und Französischen unterrichtet und zu dem gemacht habe, was sie geworden sei ... Sie bat ihren Dichter, sich zu trösten, und schloß mit den Worten: ‚Ca c'est la vie ...‘

Es war ein vier Seiten langer, eng geschriebener, tadellos stilisierter Brief. Und nicht ein einziger orthographischer Fehler war darin ...

Wie Dux einer großen Gefahr glücklich entging

Nachdem Dux seine Braut losgeworden war und Ella-Bella verloren hatte, nahm er sich fest vor, sich nie wieder zu verloben und auch nie mehr ein unkündbares Liebesverhältnis einzugehen. Er ging auf Reisen, und acht Tage später hatte er schon wieder eine Geliebte, zur Abwechslung eine junge Frau, eine Wienerin, die mit ihren Kindern auf dem Lande lebte, wo Dux sie auch kennen lernte. Balzac sagt einmal, man solle eine junge, schöne Frau niemals allein aufs Land schicken, und Herr Dux fand, daß der große Schriftsteller recht hatte. Aber das änderte nichts daran, daß Dux, der frei ausgezogen war, als ein gebundener Mann von seinem Urlaub heimkehrte, denn die junge Frau wollte durchaus nicht als Sommerpartei genommen sein, sondern, wie alle Frauen, als Jahrespartei mit intabuliertem Kontrakt.

Was das Verloben anbelangt, so hielt er sich länger Wort. Aber daß er den Heiratsgedanken nicht ganz fallen ließ, dafür sorgten schon Frau Irma — so hieß

die junge Frau — und andere Frauen. Dux kam allmählich dahinter, daß ein Verhältnis haben heißt, alle Nachteile der Ehe haben ohne ihre Vorteile. Irma hatte drei Kinder, von denen immer mindestens eines krank war. Und da sie eine sehr zärtliche Mutter war, so sprach sie immer von dem kranken Kinde. Sie hatte ferner zwei Dienstboten, die naturgemäß immer wechselten. Und da Frau Irma nebenbei auch eine sehr gute Hausfrau war, erzählte sie ihrem Liebhaber auch gerne und häufig von ihren Dienstboten und holte sich bei ihm Rat, ob sie ein Mädchen behalten oder fortschicken solle. Schließlich hatte sie doch auch einen Mann, der natürlich tief unter ihr stand, und zahllose Verwandte, insbesondere Schwestern und Schwägerinnen, mit denen sie sich fortwährend herumschlug. Und so oft es Verdruß in der Familie gab, kam Irma zu Dux, um sich auszuweinen. Und Dux mußte sie trösten, Verdrießlichkeiten schlichten, ihr Ratschläge betreffs der Aufziehung der Kinder geben, anonyme Briefe an die Schwägerinnen schreiben, Stubenmädchen aufnehmen und von allem wissen. Kurz, er war ein Ehemann, ohne es zu sein.

Denn was die Rechte des Gatten anbelangt, kam er natürlich immer zuletzt. Wenn er mit seiner Frau, das heißt also mit der Frau des Mannes, den er betrog, zusammentreffen wollte, so waren da immer eine Menge Schwierigkeiten zu überwinden. Einmal hatte sie ein krankes Kind oder eine neue Köchin, einmal den

Besuch einer Schwägerin, die nichts ahnen durfte, dann kehrte wieder im letzten Augenblick Irmas Gatte heim oder schickte Theaterkarten aus dem Bureau, oder fuhr mit seiner Frau auf acht Tage auf den Semmering — ohne Dux zu fragen. Es kam vor, daß er zwei Stunden auf Irma wartete, und dann kam ein Dienstmann mit einem in Eile gekritzelten Briefchen: ‚Schatz, geh nicht fort. Ich komme bestimmt.' Und dann wartete er bis in die sinkende Nacht und ging mißvergnügt schlafen, und konnte nicht einschlafen, und wenn er dann gegen Morgen endlich den ersehnten Schlaf fand, kam sicher ein Rohrpostbrief, der ihn aufschreckte: ‚Schatz, es war mir leider ganz unmöglich. Du bist doch nicht böse? Wenn irgend möglich, komme ich morgen zwischen vier und sieben. Sei auf alle Fälle zu Hause . . .?' Wahrhaftig, er konnte den Satz der Heyking umkehren und sagen: ‚Wir Männer sitzen eigentlich immer und warten.'

Er brach mit Irma, aber es half ihm nichts, es kamen andere nach. Denn die Männer, die in einem gewissen Alter nicht verheiratet sind, werden von den Frauen als Freiwild betrachtet, als eine öffentliche Sache — eine res omnium communis — wie das Wasser oder die Luft. Und es bleibt einem Manne eigentlich gar keine andere Wahl, als mit einer Frau öffentlich oder mit einer Mehrzahl von Frauen heimlich verheiratet zu sein. Aber diese Massenehe bringt gewisse Nach-

teile mit sich, unter denen Dux immer mehr litt. Allmählich war er nämlich zu einer Art von protokollierter Firma auf dem Liebesmarkt avanciert, die insbesondere unter den verheirateten Frauen ein großes Vertrauen genoß und sich einer wachsenden Beliebtheit erfreute. In gewissen Kreisen wurde es geradezu de rigueur, mit Herrn Dux ein Verhältnis gehabt zu haben. Er konnte sich nicht mehr erwehren.

Und da, auf dem Umweg über die Ehe der anderen, begann er dann wieder von der Ehe zu träumen, von der Ehe als Schutzwall, als Hafen, von der Ehe als dem Graz der Liebe, von der Frau als Gegengift, von der Frau als Schlafmittel, von der Frau als Blitzableiter. Und in dieser Stimmung setzte er sich hin und schrieb an Adah, die Heiratsvermittlerin, seine alte Freundin.

Am nächsten Tag schon besuchte ihn Adah, die dem Geschäfte nach wie vor mit großem Eifer nachging. Heiratsvermittlerinnen sind wie der Wein: Je älter sie werden, desto besser werden sie. Adah war jetzt schon stark in den fünfundvierzig, und Dux mußte bei ihrem Anblick lächeln, dankbar und glücklich, wie man lächelt, wenn man eine ehemalige Geliebte, die man unter Kämpfen losgeworden ist, nach zehn Jahren wiedersieht. Die Tränen, die man beim Abschied weint, sind nur ein Vorschuß auf dieses wonnevolle, letzte Lächeln. Adah freilich hatte keine Zeit mehr für Sentimentalitäten und

Vergleiche. Sie begann sofort vom Geschäft zu reden und zeigte gleich eine Photographie, die sie mitgebracht hatte: Ein junges Mädchen, gut gewachsen, Französisch, Klavier, heiter, wirtschaftlich, halbe Waise, noch nie verlobt. Dux schaute das Bild nachdenklich an, das sich mit einem Lächeln freundlich offerierte. Woher kannte er diese Züge? Er grübelte eine Weile, und plötzlich fiel ihm ein, daß die Kleine eine große Ähnlichkeit mit seiner entschwundenen Uli besitze. Wahrhaftig, es war eine Uli in Braun. Und da es schließlich die beste Empfehlung für eine zukünftige Frau ist, wenn sie einer ehemaligen Geliebten ähnlich sieht, so machte Dux sofort mit Adah ein Rendezvous für den nächsten Tag aus, in einem Grabencafé.

Als Dux in seinem neuen Gehrockanzug leichtbeschwingt das Café betrat, sah er sogleich Adah in Gesellschaft zweier Damen, von denen die eine Henni — so hieß das angenehme junge Mädchen — war. Allein Dux tat, als bemerkte er sie gar nicht, und ging mit dieser lächelnden Unbekümmertheit, die er sich bei zahllosen Rendezvous angeeignet hatte, an dem Tisch vorüber, indem er sich den Anschein gab, als suchte er jemand anderen. Aber Adah rief ihn an.

„Guten Tag, Herr Dux!"

Er wandte sich überrascht um. „O, gnädige Frau!" Und, indem er die anderen Damen scheinbar erst jetzt bemerkte, mit tadelloser Diskretion: „Verzeihung." Aber

die ältere Dame lächelte freundlich, und Adah sagte: „Bin ich froh, daß ich Sie treffe. Meine Tante hat mich gebeten, Sie für heute abend in ihre Loge zu bitten . . . (Eine angenehme Hochstapelei, denn Adah hat keine Tanten, und ihre Tanten haben keine Logen.) Unglücklicherweise hab' ich Ihre Telephonnummer vergessen. Sind Sie frei?"

„Zufälligerweise — ja."

„Was gibt man heute in der Oper?" fragte jetzt Hennis Mutter arglos.

„Aïda," sagte Adah, und da jetzt der Kontakt hergestellt war: „Darf ich Ihnen Herrn Dux vorstellen? Ein alter Freund meiner Familie."

Jetzt lächelte die Mutter entzückt, als wäre es die größte Freude ihres Lebens, Dux verneigte sich, und Henni schaute ihm auf seine Glatze, mit diesem indiskreten, schonungslosen, informativen Blick der jungen Mädchen.

Es stellte sich heraus, daß Dux in diesem Café ein Rendezvous mit einem Freund hatte, der nicht da war. Man lud ihn ein, einstweilen Platz zu nehmen. Er setzte sich.

Hennis Mutter begann sofort die Konversation in die Hand zu nehmen. Sie war eine Frau von etwa vierzig Jahren, eine jener Blondinen, die sich lange jung und verführerisch erhalten, dank ihren angenehmen Formen und der zarten Haut, die sich wie das Leder eines feinen

schwedischen Handschuhs anfühlt. Ihr Gesicht war rosig, weich, und wie das Gesicht nicht mehr ganz junger Schauspielerinnen oder von Damen, die es nur in ihrem Privatleben sind, stark gegliedert, aus einer Anzahl kleiner, rosiger Polster zusammengesetzt, ein Polsterarrangement. Aber wenn sie lachte, war sie scharmant. Sie zeigte dann sofort alle ihre Zähne und einige fremde dazu, und machte dazu ganz kleine Augen, diese weinseligen Augen nicht mehr ganz junger, genußsüchtiger Menschen, die das Leben schon kennen aber noch lieben.

Sie gefiel Dux sofort, und Henni gefiel ihm noch viel mehr. Henni hatte schokoladebraunes Haar, schokoladebraune Augen und Ulis immer ein bißchen geöffneten, durstigen, appetitlichen Mund. Sie war sehr still, sprach gar nichts und lächelte kaum. Aber Dux kannte diese Ruhe und wußte, was sie verhieß. Er wußte, junge Mädchen sind oft wie diese Eiscreme, die man bei den großen Soupers serviert: Ein rosiger Gletscher. Aber wenn man den Gletscher anschneidet, brennt eine Flamme darin.

Er gefiel gleichfalls, er gefiel immer. Denn die Männer, in die sich die Probiermamsellen verlieben, gefallen auch den feinen Damen. Man lud ihn ein, und Dux besuchte die angenehmen Damen, obwohl er mittlerweile in Erfahrung gebracht hatte, daß Frau Romberg eine geschiedene Frau sei und sich im Punkte Lebensführung nicht des besten Leumunds erfreue. Glück-

licherweise war Dux in diesem Punkte ziemlich nachsichtig.

Die Dinge entwickelten sich, daß Adah ihre Freude haben konnte. Dux kam ein paar Mal ins Haus, die Wohnung gefiel ihm, das Essen schmeckte ihm, Frau Romberg war sehr amüsant, und Henni hatte einen süßen Mund. Genügt das nicht, um zu heiraten? Als man das dritte oder vierte Mal beisammen war, kam das Gespräch aufs Heiraten — im allgemeinen. Mama entwickelte Hennis Ansichten. Henni sei nicht für diese ganz jungen Männer, die keine Erfahrungen haben, und sie noch weniger. Ein Mann müsse sich auskennen, die Frau führen, beraten, ihr überlegen sein. . . . Während sie das sagte, sah sie Henni an, die eben ein Gähnen ankam. Aber in diesem Augenblick wandte sich auch Dux dem jungen Mädchen zu und fragte es, ob dies denn wirklich seine Meinung sei. . . . Und Henni, die ein schlechtes Gewissen hatte wegen des Gähnens, lächelte graziös, schaute ihm entzückt in die Augen und sagte: „Ja." Und da Dux das Gähnen nicht bemerkt hatte, nahm er es für Liebe. So täuscht man Männer, so täuschen sich Männer.

Als es nun so weit war, nahm Mama eine Loge im Burgtheater, um den Zukünftigen zu affichieren. Auch das ist eine Art von Aufgebot, das theatralische, das dem kirchlichen vorangeht.

Im Zwischenakt zog sich Henni einen Augenblick

in das kleine Zimmer hinter der Loge zurück, um die Frisur zu richten. Dux schlich ihr nach, schlich sich hinter sie, die mit erhobenen Armen vor dem Spiegel stand, beide Hände im Haar, beugte sich von rückwärts über sie und küßte sie aufs Haar — sein Probeballon von jeher. Aber Henni machte ein tief entsetztes Gesicht im Spiegel und sagte indigniert und bis an die Schultern rosig überhaucht: „Aber Herr Dux!“ Allein da er sich von ihr geliebt glaubte, nahm er es für Unschuld.

Mittlerweile war es Juni geworden, und die Damen begaben sich aufs Land. Sie besaßen ein kleines Gut im Waldviertel, das Frau Romberg von einem ihrer Gatten geerbt hatte. Da sie es nicht loswerden konnte, benützte sie das kleine Herrenhaus als Sommerwohnung. Sie lud Dux ein, sie auf ihrem ‚Gut‘ zu besuchen und ein paar Tage dort oben zu verbringen. Sie wußte als eine erfahrene Frau, daß wie Ehebrüche auch Verlobungen auf dem Lande viel leichter zustande kommen. Man ist ungenierter, unkontrolliert von der Gesellschaft, man kann die jungen Leute auf Spaziergängen und im Wald allein lassen. Die Nächte sind dunkel, und scheint der Mond — um so besser. Und regnet es, so macht das auch nichts. Denn man kann sich auch aus Langeweile verloben. Der Nachmittag vergeht viel schneller so.

Dux nahm einen kurzen Urlaub und besuchte die Damen. Als er ankam, erwarteten sie ihn an der

Station in einem Landauer. Ein junger Mann war in ihrer Gesellschaft, ein Neffe der Frau Romberg, ein armer Student, wie sie sagte der eben ein Rigorosum hinter sich hatte und sehr erholungsbedürftig war, und den sie aus Mitleid bei sich aufnahm.

Der junge Mann, namens Luz, war ein Bursch von zwanzig Jahren, mit linkischen Manieren, blaß, unrasiert und mit schrecklich viel Haar. Das allein machte ihn Dux vom ersten Augenblick an unsympathisch, denn, wie alle Männer mit Glatzen, haßte er Leute mit vollem Haar.

Aber die beiden Damen sahen reizend aus in ihren lichten, ländlichen Kostümen, die Tochter mit schlanken, die Mutter mit vollen, bloßen Armen. Und die Arme der Mutter, diese glückverheißenden Arme der reifen Frau, gefielen Dux beinahe noch besser. Überhaupt fand er seine zukünftige Schwiegermama ganz scharmant. Er entdeckte immer neue Vorzüge an ihr, unter anderem ihren reizenden Fuß, den er jetzt erst kennen lernte. Und Dux stand bereits in einem Alter, in dem einem der Fuß einer Frau viel wichtiger ist als ihre Augen. Sie selbst wußte übrigens die Bekanntschaft herbeizuführen, indem sie sich gleich auf dem ersten Spaziergang, den sie unternahmen, Steine eintrat. Es ist bekannt, daß Frauen, die einen schönen Hals haben, immer abgehärtet sind, daß sich bei Frauen, die schönes Haar haben, leicht die Frisur löst, und Frauen, die einen

schönen Fuß besitzen, lieben es, sich auf Spaziergängen Steine einzutreten, sich dann auf eine Bank zu setzen, den Schuh auszuziehen und auszuleeren. Als Frau Romberg dies tat, wußte Dux sofort, woran er war. Dennoch war er überrascht, als er des Fußes im lichtlila Seidenstrumpf ansichtig wurde. Denn das war kein Fuß mehr, das war eine Rarität.

Dux sagte ihr es auch, und sie nahm es ihm gar nicht übel. Sie verstand überhaupt einen Scherz, sie liebte Scherze, und man konnte ihr die gewagtesten Geschichten erzählen. Das aber war Duxens Spezialität. Fortan unterhielt er sich königlich mit ihr auf Spaziergängen, wenn sie lachend neben ihm herging und von Zeit zu Zeit vertraulich seinen Arm ergriff, als wäre er bereits mit ihrer Tochter verheiratet. Sie wußte auch selbst allerhand zu erzählen, lustige Geschichten, aus ihrem Leben und aus dem Leben der anderen, die alten, ewigen Geschichten von der Dummheit der Männer und der Treulosigkeit der Weiber, über die man in reifen Jahren so gerne lacht. Wirklich, sie plauderte allerliebst. Und Dux stand bereits in einem Alter, in dem es einem bei den Frauen fast mehr darauf ankommt, wie sie plaudern, als wie sie küssen.

Und dann kam eine Mondnacht, die Mondnacht, auf die Frau Romberg schon bei ihrer Einladung gerechnet hatte, eine jener gefährlichen, goldenen Nächte, in denen die Saaten der Liebe reifen. Und Dux ging

neben Frau Romberg, die sich der Dunkelheit wegen in ihn eingehängt hatte, und sein zärtliches Herz war zu allem entschlossen. Mit Henni hatte er bereits gesprochen, hatte ihr gesagt, daß er die Gasthausküche satt habe und ein Heim besitzen möchte und eine junge Frau, die er liebe, und sie hatte geantwortet, die ewigen Quälereien der Mama und die dumme Lernerei seien ihr auch sehr zuwider, und außerdem käme sie mit ihrem Taschengeld nie aus, und überhaupt, sie sehne sich nach Liebe . . . Fehlte also nur noch der Segen der Mutter.

Der Weg ging durch den Wald, durch einen Wald von hochstämmigen Fichten, durch deren schwarze Kronen das Mondlicht in dünnen Strömen niederfloß, und von deren zitternden Zweigen es niedertropfte wie flüssiges Gold, um auf dem Boden zu kleinen goldenen Lachen zu zerrinnen. Und der Nachtwind sang ganz leise in den Bäumen, und die Luft wehte warm und berauschend von den Wiesen herüber, und Frau Romberg ging ganz, ganz langsam am Arme ihres Kavaliers, nicht aus Müdigkeit, nur aus Genußsucht, um diesen schönen Weg zu verlängern. Henni und der Cousin Lux, die vorausgingen, mußten fortwährend stehen bleiben und umkehren, bis ihnen Frau Romberg schließlich zurief: „Wenn wir euch zu langsam gehen, Kinder, so geht voraus. Herr Dux wird mich schon begleiten.“

Und Herr Dux begleitete sie, während die Kinder

vorausgingen. Aber je länger er neben dieser weißgekleideten Frau einherging, deren nackter Arm so verführerisch auf seinem Rockärmel lag, neben dieser warmen, weichen Frau, die ihm so zärtlich am Arme hing wie eine Geliebte, neben dieser blonden Frau, in deren Haar das Mondlicht silberne Reflexe zauberte — je länger er das mitmachte, desto reizender, desto verführerischer erschien ihm die Mutter seiner künftigen Frau. Wahrhaftig, schon um eine solche Schwiegermutter zu besitzen, war es der Mühe wert, zu heiraten. Und schon öffnete er den Mund, um das entscheidende Wort zu sprechen, dieses Wort, das man nicht ungestraft spricht als Mann — da, da schrie Frau Romberg plötzlich „Au!“ Sie hatte sich nämlich einen Stein eingetreten, diesmal wirklich einen spitzen Stein, der sie aufzutreten verhinderte, so daß Dux sie zu einer ganz nahen Bank mehr tragen als führen mußte.

Er kniete sofort vor ihr nieder, löste die Bänder des Schuhs und zog ihr ihn vom Fuß. Es war wirklich ein Stein darinnen ... Aber Dux vergaß fast, den Schuh auszuleeren. Er hielt den Fuß der Frau Romberg in der Hand, diesen warmen, zuckenden Fuß, und eine unwiderstehliche Lust überkam ihn, diesen Fuß zu küssen. Und er ließ den Schuh fallen und küßte den Fuß, wild, toll, wie ein Verrückter, und mit einer stürmischen Leidenschaft, die ihm sonst ganz fremd und an der wohl der Mondrausch schuld war.

Dann, als das geschehen war, wartete er, was folgen würde. Aber zunächst folgte gar nichts. Frau Romberg stieß ihn nicht mit dem Fuß zurück, sie nannte ihn auch nicht „Elender!“, sie fiel nicht einmal in Ohnmacht, sie blieb ganz still, und nur ihr Fuß zuckte leise. Und als Dux aufschaute, da wußte er, warum er zuckte: Frau Romberg lachte, lautlos, mit ihren halbgeschlossenen, weinseligen Augen der heiteren Lebedame, und als sie den Herrn zu ihren Füßen so verwundert sah, da sagte sie kein Wort, sondern nahm ihm nur lachend den Hut vom Kopfe und küßte ihn zärtlich auf die Glatze, mit einem heißen Mund, der noch im Lachen zuckte . . .

Als sie beim Herrenhause anlangten, spielten Henni und Luz bereits vierhändig, und spielten sehr eifrig. „Bravo!“ sagte Frau Romberg eintretend: „Die braven Kinder!“ Und sie schaute Dux nichtsnutzig lächelnd an; und der lächelte gleichfalls, aber ohne Animo.

Und am nächsten Tage fuhr er trotz alledem nach Hause. Denn, was die Schönheit der Frau Romberg betraf, so war diese Schönheit ohne das Goldagio des Mondscheines ja doch wieder unter pari gesunken, und was Henni betraf, so ging es denn doch nicht gut an, nach dieser Geschichte mit dem Fuß bei Frau Romberg um die Hand ihrer Tochter anzuhalten. Das sah auch Frau Romberg ein, und als Henni ihrem Erstaunen darüber Ausdruck gab, daß sie Dux nicht länger behalten hätte, sagte sie energisch: „Er ist kein Mann für dich!“



Und das getäuschte Mädchen sagte: „Gott sei Dank, daß du das endlich einsiehst, Mama!“

Dux aber kränkte sich eine Zeitlang über den bösen Streich, den ihm sein Verführertemperament gespielt hatte, bis er eines Abends im Herbst tief drunten im Prater zu seiner namenlosen Überraschung Henni und den armen Studenten Luz in einem Fiaker vorüberfahren sah. Und zwar fuhren sie hinunter, gegen das Lusthaus zu, und dann um das Lusthaus herum im Schritt wieder zurück. Und als der Wagen zum zweiten Mal an ihm vorüberkam, da griff Dux unwillkürlich nach dem Hut, aber er grüßte nicht, er nahm ihn bloß ab und fuhr sich lächelnd über die Glatze, die noch so erfreulich glatt war, und segnete den schönen Fuß der Frau Romberg und dankte Gott, daß er einer so großen Gefahr glücklich entgangen war.

Das Abenteuer

Es war einmal ein junger Maler, ein abenteuerlustiger, lebenshungriger, aber ärmlicher Patron, der sich in der fidelen Malerstadt München kümmerlich genug fortbrachte, bis ihm eines Tages ein großer Wurf gelang, indem nämlich ein unwahrscheinlicher alter Herr eines seiner Bilder um den märchenhaften Betrag von tausend Mark käuflich erstand. Es war ein ganz kleines Bild, der junge Maler hatte viel größere gemalt und viel bessere, aber für keines jemals einen annähernd hohen Preis erzielt. Das wurmte ihn eigentlich, es war der gewisse Tropfen Bitterkeit, der niemals fehlt im Becher des Erfolges, schmeckbar nur jenem, der ihn leert, aber unser Malerchen war glücklicherweise nicht der Mann, sich derlei zu Herzen zu nehmen. Vielmehr dachte er heiter und zufrieden: Tausend Mark sind tausend Mark! und begann, kaum in den körperlichen Besitz des Geldes gelangt, angestrengt darüber nachzudenken, wie er es auf die beste Art wieder loswerden könnte.

Ein älterer Onkel riet, die tausend Mark in einem

mündelsicheren Papier anzulegen, das 4,6 Prozent trug; das wären sechsundvierzig Mark im Jahr, und wenn wieder einmal tausend Mark für ein Bild hinzukämen, so würden es zweiundneunzig. . . . Die Gustel hinwiederum, sein Verhältnis, der er übrigens nur sechshundert Mark eingestanden hatte, war dafür, die Einrichtung zu vervollständigen und den freien Bund durch den Priester segnen zu lassen, aber das lockte den Maler noch viel weniger als das mündelsichere Papier. Ein Literat seiner Bekanntschaft schließlich schlug vor, mit dem Gelde eine neue Zeitschrift der Zwanzigjährigen zu gründen, die ausschließlich das Verrückte pflegen und deren artistischer Leiter der Maler sein sollte, während der Literat die Redaktion besorgen wollte — aber diese Methode, sein Geld rasch und gründlich los zu werden, behagte dem jungen Künstler schon gar nicht. Vielmehr begann er einzusehen, daß jeder seiner Ratgeber nur sein eigenes Interesse im Auge hatte, und er beschloß, niemanden mehr zu fragen, sondern das Geld einfach zur Belebung und Kräftigung seiner künstlerischen Persönlichkeit zu verwenden, in ‚Individualität anzulegen', wie der technische Ausdruck lautet. Und zu diesem Zwecke wollte er eine Reise nach dem Süden unternehmen, der heiteren Heimat der Sonne und der Kunst. Ohnehin sehnte er sich schon lange heraus aus dieser Atmosphäre der Kneipe und der bei scheinbarer Extravaganz so trostlos philiströsen deutschen Bohème, in der er lebte. Er

hatte genug von Kellnerinnen und Modellen, und vor allem auch von seiner dicken Gustel, die beides gewesen, er sehnte sich nach einer anderen Gesellschaft als derjenigen von überspannten Weibern, Händlern und Mäcenaten, er verlangte nach einem freieren Leben, nach helleren Hintergründen und feineren Abenteuern, als sie ihm seine gewohnte Umgebung zu bieten vermochte.

Aber auch die obligate italienische Rundreise durch Museen und Bildersäle wollte er nicht unternehmen. Es kam ihm vor, daß er bisher viel zu viel Bilder gemalt und zu wenige in sich aufgenommen habe. Nun wollte er sich einmal am wirklichen Leben, nicht am gemalten, berauschen und wollte sich die Welt durch ein gefülltes Champagnerglas betrachten. Und er beschloß, sich dort ins Leben zu stürzen, wo es am stärksten moussiert und am feinsten duftet — an der Riviera. Später, auf der Rückreise, wollte er sich ein paar italienische Städte, vor allem Venedig, ansehen, aber zunächst wollte er seinen Rausch haben und sein Abenteuer. So fuhr er denn eines Tages geradenwegs nach Nizza.

Er hatte München im Dezember verlassen und kam in Nizza im Mai an: In vierundzwanzig Stunden war er ein halbes Jahr gereist. Dort war Schnee und Nebel in den kalten Gassen gelegen, und hier war alles warm und farbig, und allenthalben blühten im Freien die Blumen, die sich auf dem lichten Blumenmarkt ihr letztes duf-

tiges Rendezvous gaben, und über besonnte Gartenmauern stürzten sich tausende von jungen Rosen in die Gassen hinaus, als schäumten diese Gärten von Blüten über.

Und diese Luft in den Straßen und auf den Plätzen! Es war ja erst Saisonbeginn, die größten Hotels auf dem Cimiez hielten die Augen noch geschlossen, und in Monte Carlo fehlten noch die ganz großen Kokotten und die eigentliche Creme der Hochstaplerwelt. Aber für einen jungen deutschen Maler war es schon mehr als genug. Es ging ihm, wie es den kleinen Mädchen ergeht, wenn sie zum ersten Male Champagner trinken: Noch hielt er kaum das Glas in der Hand, noch hatte er das sprühende nicht angesetzt, und schon war er von seinem Inhalt berauscht.

Er wohnte in einer kleinen, weißen Pension, die in einen großen, üppigen Garten gebettet lag, wie eine lichte Rose im grünen Laub. Von seinem Fenster sah er über grüne Gärten und weiße Villen hinunter bis an das hellblaue Meer, das die goldene Küste weitausgreifend mit warmen Armen sehnsüchtig umschloß. Segel glitten traumhaft über die blauseidene, spitzenumsäumte Fläche, wie weiße, langsame Vögel, die irgendwo in der Ferne im Meer oder im Himmel verschwanden: neue tauchten auf und zogen träumend vorüber. Und eine süße, parfümierte Luft lag unbewegt über der sonnigen Landschaft, diese weiche, berauschende Luft des Südens, die man mit geschlossenen Augen in tiefen Zügen in

sich hineintrinkt, während die Brust sich dehnt und die Arme sich öffnen wie zu einer sehnsuchtsvollen, wonnigen Umarmung.

Es waren nur ein paar Leute in der Pension: eine würdige alte Dame mit korrekt gescheitelten Haaren, klaren, wirtschaftlichen Augen und großem Schlüsselbund, die Besitzerin, dann ein paar alte Amerikaner, Habitués des Südens, die seine Huldigungen blasiert entgegennahmen und die beim Frühstück einen unglaublichen Appetit entwickelten, zwei dänische Malerinnen mit gereizten Blicken und dem beleidigten Gesichtsausdruck verschmähter Mädchen und ein hochzeitsreisendes Paar, das sich hinter allen Palmen und Büschen geräuschlos und gewissenhaft küßte, von niemandem Notiz nahm, keine Ausflüge unternahm und nur auf seinem Zimmer lebte. Dann, am zweiten Tage, tauchte auch noch eine Nichte der Hausfrau auf, eine junge Engländerin, die schlank wie eine Königskerze war, rötliches Haar von unglaublicher Fülle besaß und diesen charakteristischen Mund der Engländerin, dessen Oberlippe, etwas zu kurz geraten, das Zahnbein durchschimmern läßt und immer zu lächeln scheint — oder auch wirklich lächelt. Sie ging, als der Maler gerade beim Frühstück saß und von künftigen Abenteuern träumte, an seinem Tisch vorüber, ein Körbchen im Arm, in dem eine Schere lag. Nach einer Weile kehrte sie zurück, und nun war das Körbchen voll Rosen, roten, gelben und fleischfarbenen.

Er schaute ihr nach, wie sie lächelnd über den weißen Weg schritt mit diesem wunderbar ausgeglichenen, mühelosen Gang der jungen Engländerin, deren Glieder vom Sport und Turnen geschmeidig sind. An den folgenden Tagen sah er sie ein paar Mal wieder, wenn er ausging, auf der Treppe, wenn er heimkam, im Fenster ihres Zimmers, das genau unter dem seinigen lag, und wenn er beim Frühstück saß und sie mit ihrem Körbchen am Arm durch den Garten ging. Und immer, wenn er sie sah, lächelte diese zu kurze Oberlippe freundlich und geduldig, und wenn er grüßte, so lächelte sie stärker. Aber er sprach sie nicht an, weil er des Englischen nicht mächtig war, und weil die Engländerinnen bekanntlich sehr prüde sind.

Mittlerweile ließ er sich von dem südlichen Leben umrauschen und lugte nach dem Abenteuer aus, nach dem er sich immer heftiger sehnte. Erst suchte er es in Nizza, aber da er es nicht fand, nicht im Jetéetheater noch auf dem weißen Kai der Promenade des Anglais, noch in der Menschenbrandung der Rue de la gare, so fuhr er am Abend des dritten Tages nach Monte Carlo hinüber, dem Mittelpunkt der Abenteurer und der Abenteuer. Aber auch hier kam es ihm nicht entgegen. Zwar gab es hier Weiber, schöne Weiber, in blühenden, rauschenden, duftenden Toiletten, Weiber, deren Augen wie Brillanten glänzten und deren Lächeln ein Kunstwerk war wie ihre Hüte. Aber das waren Abenteuer, die für jedermann zu

haben waren, die zwischen fünfzig und fünfhundert Frank kosteten, und das sind keine. Diese Sorte von Frauen kannte er bereits oder glaubte wenigstens sie zu kennen. Er ging an ihnen vorüber und begann sich in diesen stillen, menschenüberfüllten Sälen umzusehen, wo nur wenig gesprochen, nie gelacht wird, nur das Gold rauscht und der monotone Ruf des Croupiers klingt. Aber nur eine kurze Zeit interessierten ihn diese bleichen, gierigen Spielergesichter, die der Reflex des grünen Tuches noch bleicher erscheinen läßt, es fesselte ihn vorübergehend die Silhouette der gewissen schönen Amerikanerin, die hier nie fehlt, die, das goldene Geldsäckchen in der schlanken, spitzfingrigen Hand, am Spieltisch aufrecht stehend, tausende von Frank gewinnt oder verliert, ohne jemals mit einer Wimper zu zucken oder auch nur die Augen ganz aufzumachen, und dann, im Gegensatz dazu, die Figur des jungen Deutschen auf der Hochzeitsreise, der nach langer, angstvoller Beratung mit seiner Frau zitternd vor Aufregung fünf Frank auf den Tisch legt, über die Schulter eines andern hinweg, und, nachdem er gewonnen, seinen Raub eilends frohlockend in Sicherheit bringt, von einem kaum merkbaren Lächeln des Croupiers begleitet. Aber alsbald bemerkte er die stereotype Wiederkehr derselben Szenen und Gesten, die sich wiederholten wie die Phrasen des Croupiers, und er begann die Langeweile zu empfinden, die hier, wie überall, mit der Leidenschaft unter einer Decke wohnt.

Und da er es sich versprochen hatte, nicht zu spielen, so fuhr er beizeiten nach Nizza zurück.

Dennoch kam er wieder, von dieser rätselhaften Anziehungskraft gebannt, die der Spielsaal auch auf diejenigen ausübt, die sich darin langweilen. Und richtig, am dritten Abend ereilte ihn sein Schicksal.

Dieses Schicksal war eine wunderschöne, verführerische Frau, groß, blond, rosig, von fürstlicher Erscheinung und trotzdem keine Kokotte, was ihr der deutsche Maler natürlich sofort ansah. Denn nicht nur wurde sie von einer älteren, schwarzgekleideten Dame, ihrer Gesellschafterin augenscheinlich, begleitet, auch in ihrer Toilette, ihrer Haltung, ihrem Benehmen verriet sich für den Kenner sofort die Dame der großen Welt. Sie trug ein malerisches graues Samtkleid mit Spitzenverbrämung und einen perlgrauen, großen Federhut, der wundervoll zu dem blonden Haar stimmte, in dieser feinsten aller Harmonieen: Grau mit Gold. Und so groß war die Schönheit dieser Frau, daß sie die Konkurrenz des Goldes überwand und mehr als ein Spieler ihr sehnsüchtig huldigend nachblickte, wie sie, graziös lorgnettierend und mit ihrer Begleiterin konversierend, an den Roulettetischen vorüberschritt, um erst dort Halt zu machen, wo trente et quarante gespielt wurde. Der Maler war ihr sofort bewundernd gefolgt, nun trat er neben sie hin und gaffte sie eine Viertelstunde lang an, ohne daß sie ihn übrigens auch nur eines Blickes ge-

würdigt hätte. Nun schien sie sich entschlossen zu haben, mitzuspielen, und nahm einen Hundert-Frankschein aus dem Geldtäschchen, den sie augenscheinlich beim Croupier wechseln wollte. Der Maler nahm diese Gelegenheit war, griff in die Tasche und hielt ihr galant fünf Louisdors hin. Sie dankte ein wenig erstaunt, aber sehr höflich, und nahm ihm das Geld aus der Hand. Dann nahm sie an dem Spieltische Platz; noch zögerte der junge Mann, sich neben sie zu setzen. Da wandte sie sich um und lächelte. Und schon saß er neben ihr.

Aber er wollte nicht spielen.

Sie nahm zwei Goldstücke, setzte eines davon auf Rot, eines auf Schwarz und sagte, zu dem Maler gewendet: „Rouge, c'est pour vous, Monsieur!“ wobei sich lächelnd ihr Mund teilte wie ein roter Vorhang und die prachtvolle polierte Zahnreihe der Französin sehen ließ.

Der Maler protestierte, wollte ihr die zwanzig Frank zurückgeben, aber da war schon rouge gefallen, und er hatte gewonnen. Lachend schob sie ihm die zwei Goldstücke zu und weidete sich an seiner Verlegenheit. Da hatte der Maler einen galanten Einfall. Er nahm die vierzig Frank und setzte sie nun seinerseits auf rouge. „C'est pour vous, Madame,“ sagte er triumphierend. Aber er verlor.

„C'est dommage,“ lächelte sie.

Er setzte abermals zwei Louisdors, diesmal schon von seinem eigenen Geld, und sagte: „C'est pour vous.“ Diesmal gewann rouge. Er schob ihr das Geld hin, sie lächelte zerstreut und ließ die Summe stehen. Sie gewann und strich die Goldstücke ein. Denn diesmal hatte sie nicht mehr ‚C'est pour vous‘ gesagt.

Er kam in eine leichtsinnige Stimmung, in jene gewisse Monte Carlo-Laune, von der der Fürst von Monaco lebt, das Gold berauschte den erregbaren Künstler, das Gold auf dem Tisch und mehr noch dasjenige im Haar der schönen Frau. Und er schlug ihr vor, in der Art weiterzuspielen, daß jeder immer für den anderen Teil setzte. Sie tat erstaunt, als würde ihr dieser Vorschlag zum ersten Mal im Leben gemacht, und nahm an. Nun waren sie eine Viertelstunde lang die besten Kameraden. Er setzte immer doppelt so viel als sie, und wenn sie gewann, schaute sie ihm in die Augen. Und nachdem sie ihm ein halb Dutzend Mal in die Augen geschaut hatte, war er mit seinem Reisegeld fertig, bis auf die hundert Frank, die er zur Bezahlung seiner Wochenrechnung brauchte.

„Warum spielen Sie nicht mehr?“ fragte sie befrembet.

„Ich habe alles verloren.“

„Ah! C'est dommage,“ sagte sie, zeigte ihm ein letztes Mal ihre Zähne und zog ihren Fuß zurück. Auch sie hörte zu spielen auf, ließ sich das gewonnene Geld

in einen Tausend-Frankschein umwechseln und, während der Maler betrübt sitzen blieb, ging sie um den Tisch herum und nahm ihm gegenüber neben einem blassen jungen Manne Platz, der im Laufe der letzten Viertelstunde dreißigtausend Frank gewonnen hatte. „Ah! C'es toi!“ sagte der junge Mann. „Oui, c'est moi!“ Den kannte sie bereits, und sie steckte die Tausend-Franknote wieder ein. Alsbald hörte der junge Mann zu spielen auf und verließ mit seiner schönen Begleiterin den Saal.

‚Das Glück!‘ dachte der deutsche Maler, als sie an ihm vorüberrauschte, das goldene Haupt lachend zurückgebogen, am Arme des anderen, der gewonnen hatte. Und ein letztes Mal nahm er diese Schönheit in sich auf, diesen malerischen Zusammenklang: Grau und Gold. Nun traten sie in die duftende Nacht hinaus, und sie entfernte sich, am Arme ihres Begleiters hängend, durch die Palmenallee, unter dem nachtblauen Himmel, den die großen Sterne des Südens brennend schmückten. Ein paar Schritte folgte er dem Paar noch, allein die blonde Frau bemerkte es, und sie sagte etwas zu ihrem Begleiter, der sich umwandte und kurz und glücklich auflachte, wie eben ein junger Mensch lacht, der soeben ein Vermögen gewonnen hat und das Glück nach Hause begleiten darf. . . . Beschämt blieb der Maler stehen.

Er fuhr nach Nizza zurück und legte sich bekümmert schlafen. Und so groß war sein Schmerz und sein

Zorn ob des kläglich verfehlten Abenteuers, daß er eine zierliche, kleine, halbaufgeblühte Rose nicht bemerkte, die auf dem Tischchen neben seinem Bette lag, ein demütiger stummer Gruß, der übersehen, eine zaghafte Liebeserklärung, die überhört wird.

Erst am andern Morgen, als er spät und unlustig die Augen auftat, bemerkte er die geduldige Blume. Zunächst starrte er sie mißtrauisch und erschrocken an, dann nahm er sie vorsichtig in die Hand und roch daran, gedankenvoll. Wer mochte sie hergelegt haben? Doch jedenfalls eine Frau. Er ließ die Damen der Pension Revue passieren. Die Hausfrau? Nein. Die langweiligen Däninnen? Nein. Die junge Frau auf der Hochzeitsreise? O! O! Die Engländerin? Die Engländerin! Schau! schau! Und mit einem Mal war ihm alles klar: Warum sie immer in den Garten kam, wenn er beim Frühstück saß, und immer auf der Treppe war, wenn er ausging, und am Fenster, wenn er heimkam, und warum sie immer gelächelt hatte, still und geduldig, woran keineswegs nur die zu kurz geratene Oberlippe schuld war.

‚O!' dachte er. ‚Welch ein entzückendes kleines Abenteuer!'

Er kleidete sich hurtig an, steckte die Rose vergnügt ins Knopfloch und sprang die Treppen hinab. Richtig, da ging sie eben wieder durch den morgenhellen Garten, das Körbchen im Arm, um die tägliche Portion Rosen

für die Table d'hote einzuholen. Und er bemerkte, daß sie sehr schön sei, und daß ihr blondes Haar in der Sonne schimmerte wie ein schwerer Knäuel Goldfäden. Es war sogar dasselbe Haar, wie dasjenige der schönen Frau in Monte-Carlo, dasselbe Gold, nur ungemünzt, dort war es schon gemünzt.

Er folgte ihr bis in einen entlegenen, durch ein Mäuerlein abgegrenzten Teil des Gartens, wo sie zwischen blühenden Rosenstöcken ihr Körbchen niedersetzte. Nun trat er auf sie zu, bot ihr einen guten Morgen und deutete lachend auf die Rose im Knopfloch. Sie wurde rot, versuchte zu leugnen, aber schließlich begann sie zu lachen. Und obzwar er sehr schlecht Englisch sprach und sie fast gar nicht Deutsch, so verständigten sie sich dennoch, denn schon nach wenigen Minuten, bevor noch der Rosenkorb ganz gefüllt war, lag sie in seinen Armen und küßte ihn so heiß und innig, wie nur ein englisches Mädchen küssen kann, das seit acht Tagen dazu entschlossen ist.

Leider fiel ihm bei ihren Küssen ein, daß er ja unbedingt heute noch, und zwar spätestens in einer Stunde, die Heimreise antreten müsse. Er sagte es ihr traurig; sie verstand und rief: „No! No! Sie müssen bleiben. Ich bleibe auch."

„Und wenn ich bleibe?" fragte er mit dieser ungeheuren Frechheit, die man nur im Auslande besitzt, wenn man die fremde Sprache nicht beherrscht und nichts

zu verlieren hat. „Und wenn ich bleibe — werden Sie am Abend Ihre Tür offen lassen?“

Sie schaute ihn ruhig an und sagte kalt, entschlossen, wie dies nur eine junge Engländerin sagen kann:

„Yes, ich uill so tun!“

Er wollte sie abermals umfangen, aber sie entzog sich ihm. „Heute Abend!“ sagte sie und legte dabei den Finger auf den Mund, was so viel hieß als: ‚Sei verschwiegen!‘ Dann küßte sie ihn ein letztes Mal mit den Augen und floh geschreckt ins Haus zurück, den Ruf der Tante erwidernd.

Der junge Abenteurer blieb wie betäubt zwischen den duftenden Rosenstöcken in der Sonne stehen. Niemals hatte er eine süßere Eroberung rascher gemacht. Er dachte: ‚Welch ein Glück!‘, aber gleich darauf: ‚Welch ein Unglück!‘ Denn wie lange er auch rechnen mochte, es ging nicht aus, er konnte unmöglich bis morgen bleiben. Es fehlten gerade zwei Frank! Zwei Frank! Und gestern Abend hatte er sechshundert verspielt.

Er begab sich traurig ins Haus zurück und verlangte seufzend die Rechnung. Eine Stunde später schritt er ein letztes Mal durch diesen blühenden Garten, den weißen Weg entlang, dem dunkleren Ausgang zu. Die junge Engländerin stand am Fenster ihres Zimmerchens im Goldlicht des Morgens und weinte. Er schaute rasch weg, sonst hätte er auch geweint.

Die Rose im Knopfloch war natürlich bald verwelkt, die sehnsüchtige Erinnerung aber blieb ihm. Und oft noch dachte er an diese warmen, duftenden Tage zurück, an die entschlossene kleine Engländerin und an dieses entzückende blonde Abenteuer, das in Nizza auf ihn wartete, während er es in Monte Carlo gesucht hatte.

Referenzen

Auf einem Jour, einem Hausball oder einer ähnlichen auf Kuppelei berechneten Veranstaltung, wobei junge Mädchen in die Auslage gestellt werden, lernt er sie kennen. Er hat gerade kein Verhältnis, wäre daher geneigt zu heiraten, oder er hat ein Verhältnis und Schulden und wäre darum nur um so geneigter. Das Stück im Schaufenster gefällt ihm; er läßt es sich näherbringen, um es bei Licht zu besehen. Das Stück ist zweiundzwanzig (das ist das kritische Alter, in dem sich jungfräuliche Herbheit in frauenhafte Süßigkeit zu wandeln pflegt); es sieht verlockend aus. Freilich, der Preis ist hoch: heiraten! Anderseits, wenn es umsonst zu haben wäre, stünde es wahrscheinlich nicht mehr in der Auslage. Und dann, was tut man nicht alles, wenn man kein Verhältnis oder Schulden hat! Was nicht alles, wenn man heiraten will — oder muß! Er ist liebenswürdig, *sie* ist noch liebenswürdiger: Man ist nie liebenswürdiger, als wenn man ein bißchen verzweifelt ist.

Die Sache entwickelt sich rapid. Kaum haben sie

über das Buch der Saison ein paar entscheidende Bemerkungen ausgetauscht, und schon gesteht sie ihm, daß sie auch aufs Eis geht. Aber auf dem Eise sieht er nicht nur das angenehme junge Mädchen wieder, sondern lernt auch die Mama kennen, die Boutons und eine Pelzjacke trägt und Wohlstand ausatmet. Nun ist der dritte Grad der Steigerung geschaffen: Er ist liebenswürdig, sie ist liebenswürdiger, aber Mama ist am liebenswürdigsten. Er begleitet die Damen nach Hause, und, beim Haustor angelangt, lädt ihn Mama ein, ihr doch recht bald das Vergnügen zu machen. Der junge Mann versichert, er werde so frei sein, und sieht dabei die Tochter an, die seinen Blick versteht und mit beiden Augen ja sagt. Fehlt nur noch, daß er von befreundeter Seite über die Mitgift informiert wird. Und wenn diese stimmt, ist er am nächsten Sonntag wirklich so frei.

Inzwischen holt Papa Referenzen ein, die zugunsten des Bewerbers sprechen. Das junge Mädchen hat somit alle Ursache, sich mit dem jungen Mann zu kompromittieren. Sie zeigt sich mit ihm öffentlich an erlaubten Orten: auf dem Eise, im Ballsaal, am Korso. Wenn man sie am zweiten Sonntag lachend neben ihm über die Ringstraße gehen sieht, so denkt man sich: ‚Oho!‘ Sieht man sie aber am nächsten Sonntag zum dritten Mal, so sagt man es, und in diesem Fall ist ‚man‘ immer eine Frau.

„Oho! Mir scheint, die werden ein Paar!“

„So? Meinst du?“ fragt der Begleiter der Dame skeptisch.

Herren denken in diesem Fall immer skeptisch, Frauen immer optimistisch; beide wissen warum. Aber eine ältere Frau (vermutlich die Schwiegermama) mischt sich resolut in das Gespräch:

„Natürlich wird er sie heiraten; er war doch schon zweimal zum Nachtmahl eingeladen!“

O gute alte Frau, wie wenig kennst du die heutige Welt! Junge Leute von heute, die bei einer Familie zu Nacht gespeist haben, geben allenfalls dem Stubenmädchen einen Gulden (wenn es nicht anders geht, und wenn jemand dabei ist), aber sie fühlen sich keineswegs mehr verpflichtet, die Tochter des Hauses zu heiraten. Ich kenne junge Leute, die seit vielen Jahren bei den angesehensten Familien zu Abend essen, ohne jemals im geringsten zu heiraten. Es ist eine entartete Generation.

Immerhin, es gibt Ausnahmen. Doktor Stephan Brück, ein junger Arzt, wußte genau, was ihm bevorstand, als er zum Regierungsrat Glaser nachtmahlen ging, und ging dennoch hin. Denn er hatte seine Gründe zu heiraten, und Klara mißfiel ihm nicht — alles, was ein vernünftig denkender Mann von seiner künftigen Gattin verlangt.

Klara war eine anmutige Brünette auf der Höhe der Heiratsfähigkeit, von sanften Sitten, mäßigem Ver-

stande und angenehmer Körperbildung: lange nicht schön genug für eine Geliebte, mit der man auf acht Tage nach Venedig fährt, aber hinlänglich reizend für eine Frau, mit der man die Reise durchs Leben antreten will.

Doktor Brück hinwiederum war ein seriöser Mann, der auf seinem Weg durchs Leben bereits an jener Ecke angelangt war, wo man bewußt der Heiratsgasse zustrebt, weil man erkannt hat, daß die Ehe das geringere Übel ist im Vergleich zur Liebe. Er war dreißig Jahre alt, besaß einen tadellos gearbeiteten Schlußrock, einen mit Seide gefütterten Frack und einen Zylinder um vierzehn Gulden. Er war somit eine vorzügliche Partie.

Dennoch hatte das letzte, entscheidende Nachtmahl zu viert noch immer nicht stattgefunden, und daran war lediglich der Vater des jungen Mädchens, der Regierungsrat selbst, schuld. Dieser Regierungsrat war ein vergilbter Fünfziger, der durch und durch nach Akten roch, und in dessen Adern eine stark verdünnte Kanzleitinte (versteht sich giftfrei) träge kreiste. Er glich einem jener alten Amtsgebäude, in denen er so lange amtiert hatte, woraus alle Schönheit verbannt ist, und wo selbst das Nützliche auf das unbedingt Notwendige beschränkt ist: keine Blumen vor den halb blinden Fenstern, kein Bild an der schofel getünchten Wand, keine Polsterung auf den kümmerlichen Stühlen. Sein Mund war die Einlaufsstelle, sein Kopf das Präsidialbureau, in dem be-

kanntlich am wenigsten gearbeitet wird, und die übrigen Organe glichen langweiligen Bureaus, in denen langsam und verdrossen ein tägliches Pensum abgearbeitet wird. Das Herz hatte überhaupt keinen ständigen Referenten, aus Ersparungsrücksichten. Sobald es dort etwas zu tun gab, kam ein Präsidialist aushilfsweise herüber. Die äußerste Vorsicht, die übertriebenste Ängstlichkeit leiteten den Regierungsrat bei jeder seiner Handlungen. Er ging selten ohne Galoschen, nie ohne Regenschirm aus, und machte kleine, ängstliche Schritte, wenn er vorgebeugt durch die Straßen ging, nicht anders, als fürchte er beständig, auf Dynamit zu treten. Er sagte nie ja und niemals nein, prinzipiell nicht, seit einer Reihe von Jahren, weil es bekannt ist, daß unzählige Prozesse aus einem einzigen Ja oder Nein entstehen können. Er war so vorsichtig, daß er sich nie hatte versichern lassen, weil er keiner Versicherungsgesellschaft traute. Er lebte in einer beständigen Angst, ob auch die fälligen Rentencoupons eingelöst werden würden, und zitterte täglich, daß die österreichisch-ungarische Bank fallit werden und er sein Depot verlieren könnte. Auch war er unausgesetzt darauf gefaßt, daß der Staat, sein Schuldner, die Zahlungen einstellen und ihm die Pension entziehen könnte, und so oft er sie wieder erhielt, erlebte er eine freudige Überraschung.

Die Regierungsrätin war, wie die Frau fast immer, gerade das Gegenteil von ihm. Dick, gutmütig und ver-

trauensselig, brachte sie jedem Bewerber um Klaras Hand von Anfang an die unbedingteste Sympathie entgegen, eine typische Vertreterin jener Gattung von Müttern, die, weil sie selbst ohne Liebesregung geheiratet haben, ihre Jugend erst bei der Verheiratung ihrer Töchter erleben und sich in alle jungen Herren, die ihrem Töchterchen gefallen, sowie auch in etliche, die ihm nicht gefallen, nachsichtslos verlieben, und in dem Maße leidenschaftlicher, als eine Frau von vierzig Jahren leidenschaftlicher als eine zwanzigjährige liebt. Auch den Doktor hatte die Regierungsrätin von allem Anfang an zärtlich protegiert, und sie machte ihrem Gatten wegen seiner Zurückhaltung und Kälte die schlimmsten Vorwürfe.

„Ich begreife dich nicht," sagte sie, „du gibst ja dem Menschen nicht einmal ordentlich die Hand! Was hast du nur gegen ihn? Er ist doch eine glänzende Partie!"

„Zu glänzend!" sagte der Regierungsrat, „da stimmt etwas nicht!"

„Aber alles stimmt, wenn ich dir sage!"

„Erlaube! Der Doktor weiß, daß Klara keine Mitgift bekommt, sondern nur zwei Drittel meiner Pension als vorläufige Apanage. Er wäre aber berechtigt, viel größere Ansprüche zu stellen. Folglich, wenn er Klara trotzdem heiraten will —"

„So ist er wahrscheinlich in sie verliebt!"

„Du denkst wie eine Frau! Ich aber bin es ge-

wohnt, mit dem ungünstigeren Fall zu rechnen. Ich schließe: folglich hat die Sache einen Haken."

„Aber welchen? Er ist jung, gesund, aus guter Familie, imstande eine Frau zu erhalten, ist ein angenehmer Mensch, ein Ehrenmann, die Klara hat ihn gern. Was fehlt ihm eigentlich in deinen Augen?"

Der Regierungsrat blickte vorsichtig um sich, öffnete die Türe, um sich zu vergewissern, daß niemand horche, schloß sie wieder, kam zu seiner Frau zurück und flüsterte:

„Er hat kein Vorleben!"

„Was heißt das?" fragte sie ganz erschrocken.

„Der Mann hat einfach nie ein Verhältnis gehabt," erklärte sich der Regierungsrat, „wenigstens nichts, was man wüßte . . . Das ist der Haken."

„Na, hör einmal," sagte sie, „das ist doch nur ein Vorzug. Das beweist doch gerade, daß er ein anständiger Mensch ist . . ."

„Du sprichst wie eine Frau," sagte der Regierungsrat nachsichtig. „Aber du bist kein Kind mehr, und darum sage ich dir: Das hat mit der Anständigkeit nichts zu schaffen. Man wird als Mann einfach nicht dreißig Jahre alt, ohne ein Verhältnis gehabt zu haben, wenn man, wenn man . . ."

„Wenn man?"

„Also kurz und gut," rief er ungeduldig: „Wenn ich meine Tochter verheirate, so will ich Enkel bekommen. Verstehst du mich?"

Sie verstand, lächelte geringschätzig, schaute ihren Mann lange an, und sagte schließlich, mit einem Anflug von Wehmut:

„Daran kannst wieder nur du zweifeln!"

„Man muß an alles denken," sagte er giftig.

* * *

Der Regierungsrat hatte seiner Frau versprechen müssen, seine Informationen fortzusetzen, und er tat es auch gewissenhaft, aber vergeblich. Zehnmal fragte sie ihn an den folgenden Tagen:

„Na, was ist's?"

Und jedesmal antwortete er mit demselben verzweifelten Achselzucken:

„Nichts!"

Schon war eine Woche vergangen, seitdem man den Doktor zum letzten Mal gesehen hatte, und noch immer wußte die Rätin nicht, ob sie ihn zu einem dritten Nachtmahl bitten dürfte. Ohne die ausdrückliche Bewilligung des Regierungsrates durfte dieser bedeutungsvolle Schritt nicht erfolgen, aber die Bewilligung stand noch immer aus, obwohl oder vielleicht gerade weil Klara bereits verweinte Augen hatte. Da, eines Nachmittags, während die Rätin schlief und Klara Klavierstunde hatte, wurde dem besorgten Vater plötzlich der Besuch einer Dame gemeldet, die ihn in einer dringlichen Angelegen-

heit unter vier Augen zu sprechen wünschte. Der Regierungsrat ließ bitten. Die Dame trat ein.

Es war eine stattliche, gepflegte, wohnlich eingerichtete Blondine, nicht mehr ganz jung, nicht mehr ganz frisch, sehr stark gepudert, parfümiert und geschnürt, aber immerhin, so wie sie war, alles in allem, noch immer zehnmal verführerischer als Klara, das magere Mädchen aus gutem Hause. „Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte der Regierungsrat galant.

Die Dame erklärte sich resolut, ohne Einleitung und Umstände. Sie hätte gehört, daß Doktor Brück die Absicht habe, Fräulein Klara zu heiraten, da fühlte sie sich veranlaßt, die Familie über das Vorleben des Bewerbers aufzuklären.

Der Regierungsrat rückte erwartungsvoll näher: ‚Endlich!' wollte er sagen, aber er sagte bloß: ‚Sehr verbunden.' Also kurz und gut, sagte die Blondine, die Sache sei die: der Doktor habe seit sechs Jahren ein Verhältnis mit ihr, und sie sei durchaus nicht gesonnen, ihn so ohne weiteres aufzugeben.

Der Regierungsrat rückte abermals interessiert näher; sein Gesichtsausdruck wurde immer freundlicher.

„Entschuldigen Sie, eh wir weiterreden," sagte er, „darf ich Sie um Ihren Namen und Ihre Adresse bitten? Sie werden begreifen, daß es mir nicht gleichgültig ist, mit wem —"

Die Dame nannte sehr rasch ihren Namen, den er

sie sofort buchstabieren ließ und aufschrieb. Sie wollte weiterreden von ihrer Herzenssache, allein er unterbrach sie:

„Und wo wohnen Sie, meine Gnädige, wenn ich fragen darf?“

„Klosterneuburg!“

„Aha! Klosterneuburg! Gasse?“

Sie nannte die Gasse.

„Hausnummer?“

Sie nannte ungeduldig die Nummer.

„Türnummer?“

Sie warf den Kopf zurück, verdrehte die Augen.

„Türnummer zwölf,“ sagte sie schließlich.

Der Regierungsrat, der alles gewissenhaft aufschrieb, machte eine konziliante Gebärde der Erkenntlichkeit und fragte sodann mit bezaubernder Liebenswürdigkeit:

„Und welches Stockwerk, wenn ich fragen darf?“

„Das ist doch gleichgültig!“

„Nichts ist gleichgültig, meine Gnädige!“

„Zweiter Stock.“

„Römisch zwei,“ notierte der Regierungsrat. „Sie behaupten also, seit sechs Jahren ein Verhältnis mit Doktor Brück zu haben. Sie wohnen in Klosterneuburg, daher weiß man in Wien nichts davon!“

„Natürlich! Er hat mir nicht erlaubt, nach Wien zu ziehen, der Feigling!“

Der Regierungsrat lächelte freundlich.

„Wann war er das letzte Mal bei Ihnen?"

„Gestern. Er brachte mir einen Modegürtel mit und sagte mir, daß es aus sei, weil er heiraten wollte. Ich stellte mich vernünftig und verlangte nichts zu wissen als den Namen des Mädchens. Er nannte mir den Namen Ihrer Tochter, und nun wußte ich, was ich zu tun habe. O, so ohne weiteres gibt man einen Mann, mit dem man sechs Jahre gelebt hat, nicht frei . . ."

Der Rat, der fortwährend Notizen machte, fragte jetzt: „Sechs Jahre sagen Sie? Entschuldigen Sie eine indiskrete Frage: Waren Sie mit Doktor Brück glücklich?"

„Sehr!" hauchte sie und begann plötzlich zu weinen.

Der Regierungsrat notierte befriedigt: ‚Sehr!'

„Wie oft, wenn ich fragen darf, pflegte Sie Ihr Freund zu besuchen?"

„Er verbrachte regelmäßig zwei Abende in der Woche bei mir."

Der Vater nickte anerkennend.

„Seit drei Wochen blieb er dann aus — bis gestern. Aber es wird ihm nicht gelingen! Herr Regierungsrat, Sie müssen doch einsehen, ich habe ältere Rechte, ich bin ja nicht — ich bitte, ich bin eine hochanständige Frau. Niemand kann mir etwas nachsagen —"

„Gewiß! Gewiß! Aber ... schließlich ... hat Ihnen der Doktor das Heiraten versprochen?“

„Das zwar nicht! — Aber —“

„Aber?“

„Aber ich habe doch ein Kind von ihm!“ schrie sie auf und schlug die Hände vors Gesicht.

Der Regierungsrat legte den Bleistift beiseite, lehnte sich zurück und kreuzte die Beine. Da sie ein Kind hatte, war die Sache für ihn erledigt.

Er wartete taktvoll, bis sich die Dame beruhigt hatte, stand dann auf und sagte milde:

„Ich bin Ihnen dankbar, liebes Kind; ich weiß genug ... Ich werde mit dem Doktor reden. Was recht und billig ist, wird geschehen.“

Er komplimentierte sie, die über die Art, wie er ihre Mitteilungen aufnahm, etwas erstaunt schien, artig zur Türe hinaus, und kehrte, vergnügt die Hände reibend, an seinen Schreibtisch zurück. „In Klosterneuburg! — Der Pfiffikus!“ sagte er halblaut. Da trat die Rätin ein.

„Eine Dame war da?“ fragte sie.

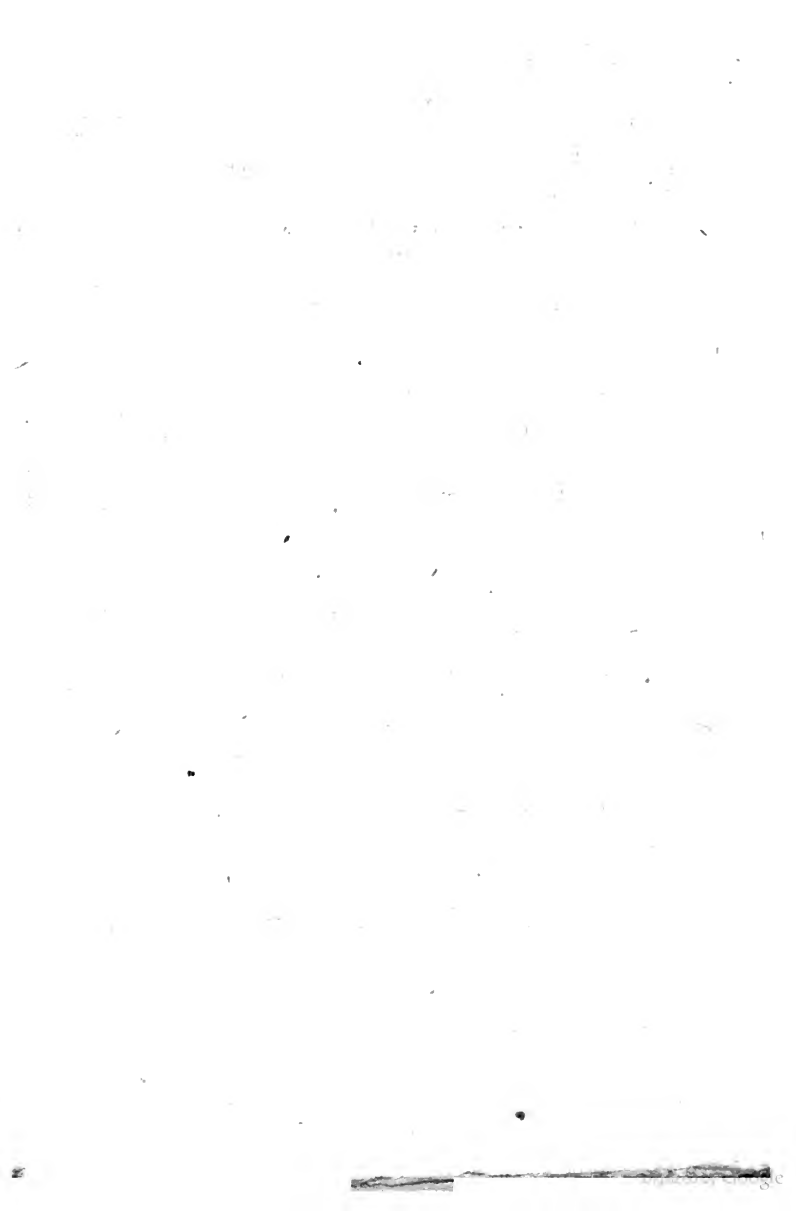
„Pscht!“ machte der Rat. „Die Klara braucht nichts zu wissen.“ Und erst, als er hörte, daß drinnen, am Klavier die Etüde wohlerzogen weiterging, fügte er gedämpft hinzu: „Doktor Brück ...“

„Na, was ist's?“

„Du kannst ihn einladen,“ sagte der Rat bedächtig. „Ich habe eine gute Auskunft bekommen.“

„Na, siehst du!“ rief die Rätin triumphierend, als wäre es ihr Verdienst.

Acht Tage später war das Paar verlobt.



Der Othello des Schauspielers Doro

Als der berühmte Doro die schöne Viola heiratete, war er achtundvierzig nach Angabe des Bühnenkalenders, in Wahrheit um ein paar Jahre älter. Denn wie so viele, deren Talent die Jugend ist, war auch er, der jugendliche Liebhaber, als er sich der Wasserscheide der Vierziger näherte, entschlossen noch einmal umgekehrt und ein paar Schritte zurückgegangen. Aber man sah es ihm nicht an, er besaß diese solide, dauerhafte Manesschönheit, die den Jahren trotzt und an der die Jahrzehnte spurlos vorübergehen wie an einem Bildwerk aus Bronze. Allenfalls verliert sich der Goldglanz der ersten Jugend und eine grünliche Patina ersetzt ihn, aber die Konturen, die Modellierung, der Ausdruck bleibt. Schon war er fünfzig, und noch immer beherrschte er mit sieghafter Geste das Theater, noch immer stieg seine werbende Stimme zur Galerie empor, verführte die Jugend und betörte die Frauen. Noch riß er den Erfolg an sich wie eine Geliebte, und mit rascherem Griff als früher. Denn schon war die Jugend von ihm gegangen, aber

noch hatte er sie nicht vergessen — die Zeit, wo Künstler der Liebe am größten sind. Und, ob achtundvierzig oder zweiundfünfzig, auf der Bühne war er noch immer dreißig.

Auch Viola war in Wirklichkeit um ein paar Jahre älter als sie war, aber keineswegs viel über dreißig. Sie war eine Frau von lebensgefährlicher Schönheit, eine dieser kühlen, langstieligen Blondinen, mit Eisaugen und einer kühlen Haut und einem zärtlichen Mund, so rot wie eine frische Wunde. Sie hatte schon allerhand durchgemacht, war verheiratet gewesen, eine Zeitlang, dann auch geschieden, gleichfalls eine Zeitlang, und schließlich, als ihr geschiedener Mann zu ihrem größten Kummer verblich (sie bezog eine Rente von ihm, die jetzt wegfiel), sogar verwitwet. Als geschiedene Frau hatte sie recht lustig gelebt, war viel auf Reisen gewesen, hatte abwechselnd in Rom, Paris, Berlin ihr Hauptquartier aufgeschlagen, immer von einer Suite von Anbetern umgeben, immer von dieser zärtlichen, erschlaffenden Luft überhitzter Galanterie eingehüllt, in der die Männer ersticken und Frauen sich so prächtig entfalten wie Orchideen in einem Treibhaus. Dann, als Witwe, war sie solid geworden, wie es sich für eine Witwe gehört, und schließlich ward sie sogar seßhaft und blieb in Wien, sie wußte selbst nicht, wie und warum. In letzter Linie wohl nur, weil sie des Herumreisens müde war und weil der schöne Doro Liebesszenen so virtuos spielte. Es war dies näm-

lich im Grunde ein ziemlich mittelmäßiger Künstler, aber in Liebesszenen war er geradezu einzig. Das wußte das Publikum, das wußte die Kritik, das wußten die Frauen seit fünfundzwanzig Jahren. Nur die zugereiste Viola wußte es nicht, und das wurde ihr Schicksal, und auch das seine. Denn, als er eines Nachmittags, da er sie in der Pension, wo sie wohnte, besuchte und allein antraf, sich den Spaß machte, ihr eine dieser seiner berühmten Liebesszenen als Privatissimum vorzuspielen, da war sie davon dermaßen erschüttert, daß sie, anstatt zu applaudieren, „Ja" sagte. Und er nahm dieses Ja hin als eine ganz selbstverständliche Huldigung wie den Applaus nach Aktschluß und ging beruhigt fort, sehr zufrieden mit sich und seiner Liebe, denn er glaubte, sie mit dieser Szene ein- für allemal und fürs ganze Leben erobert zu haben. Und er ließ außer Betracht, daß er eben nur auf den Gipfeln seiner Rollen ein ungewöhnlicher, sonst aber ein recht gewöhnlicher Mensch und Künstler war und daß man mit Liebesszenen wohl zwanzig Jahre hindurch hundert Frauen erobern, aber nicht eine Frau auch nur zwei Jahre lang festhalten kann, zumal eine Frau wie Viola, der man schon so viel vorgespielt hatte. Und er übersah auch, daß ihn Viola eigentlich gar nicht liebte, daß es ihr nur Spaß gemacht hatte, ihn zu ihren Füßen zu sehen, einen Nachmittag lang, und daß sie sich dann seinen glänzenden Namen angesteckt hatte wie eine Brosche, bevor sie abends in Ge-

sellschaft ging. Aber Frauen wie Viola tragen nicht jeden Abend dieselbe Brosche — und wenn sie noch so glänzend wäre. . . . All das bedachte er nicht, und außerdem auch nicht, daß er um zwanzig Jahre älter war als sie und nur noch für die Galerie ein jugendlicher Liebhaber. In seinem namenlosen Künstleregoismus betrachtete er die Schönheit und den Liebreiz dieser seltenen Frau als eine Art Abendrot für seinen sinkenden Tag, und er vergaß völlig, daß sie noch nicht so weit war und vermutlich auch nicht die geringste Lust haben würde, als rosa Schminke zu dienen für einen einsamen Abend.

Aber da war noch ein anderer Punkt, worin nicht nur er allein, worin sie sich beide getäuscht und verrechnet hatten. Sie war eine Weltdame, und gerade das reizte ihn, und er war ein Künstler, und gerade das reizte sie. Er hielt nämlich etwas darauf, außerhalb seiner Kunst für einen Weltmann zu gelten, und sie war Weltdame genug, um sich auch mit der Kunst zu beschäftigen, weil das ja doch unter allen Umständen der neutralste und beste Gesprächsstoff in Gesellschaft ist. Und darum hielt er sie für kunstsinnig, allein sie war es nicht. Sie las die neuesten Bücher so wie sie die neuesten Hutformen trug und das modernste Briefpapier benützte, und sie ging ins Theater, weil das alle schicken Leute tun, und weil man dort immer Bekannte trifft, und weil man doch schließlich auch etwas reden muß

bei den feinen Soupers, während man seine Schönheit und Toilette ausstellt. Sie schwärmte für schöne Bilder und Plastiken, wie sie für echte Spitzen und Zobelpelzwerk schwärmte, sie sprach den Namen Böcklin mit fast ebensoviel Bewunderung wie Paquin aus und Caruso nicht anders als Momperth, den Sieger im letzten Derby. Mit einem Wort: Ihr war die Kunst ein Luxus mehr, ihm war sie der Inhalt des Lebens. Das war der Unterschied.

Und genau wie er ihren Kunstsinn hatte sie seine Weltlichkeit überschätzt. Gewiß, er war elegant, immer, wenn er auf der Bühne stand, und zuweilen auch im Leben, wenn er es der Mühe wert fand, Theater zu spielen. Aber er besaß diese mühelose, selbstverständliche Eleganz, die leichten Allüren der Lebewelt nicht, an die sie gewöhnt war. Er hatte diese heitere Gleichmäßigkeit im Benehmen nicht, die man nur in der Schule des Müßigganges lernt. Er kannte nur Ekstasen oder Depressionen, war hinreißend oder unausstehlich, auf dem Siedepunkte oder auf dem Gefrierpunkte. Er hatte sozusagen immer einen Tausender bei sich, aber wenn man ihn um Kleingeld ansprach, war er manchmal verlegen. Bei ihr war es umgekehrt, und sie hatte auch nicht das rechte Verständnis für ungewechselte Tausender. Dieses fortwährende Steigen und Fallen der Quecksilbersäule am Stimmungsbarometer machte sie bald nervös, dieses ewige Geschaukel zwischen Langweile und

Leidenschaft, diesen beiden Polen einer Künstlerexistenz, machte sie seekrank. In ihrer Welt schaukelte man nicht, man wippte bloß; man liebte nicht, man flirtete; man ging nicht, man schlenderte; man sprach nicht, man plauderte. Er aber ging, sprach und liebte. Er hatte kein Kleingeld, er konnte nicht plaudern. Entweder er schwieg, verbissen, trotzig, gelangweilt, oder aber sein Mund ging auf wie ein Tor, er fing zu reden an, und dann redete, nach Schauspielerart, alles an ihm, er hob die Arme, hob die Brauen, die Muskeln in seinem Gesicht begannen zu arbeiten, die Augen traten vor wie Wachsoldaten. Noch wenn er mit gedämpfter Stimme sprach, verstand man ihn auf der Galerie; er artikulierte schonungslos jedes r, auch wenn es sich um die simple Feststellung handelte, daß ‚das Wetter wieder wärmer geworden', und wenn er lächelte, so sah man das sofort auf dreißig Schritt Entfernung. Sie aber war auf solche Distanzen nicht eingerichtet. In ihrer Welt sprach man leiser und maß den Worten keine solche Wichtigkeit bei. Und sie mußte immer wieder an die anderen denken, an die Männer ihrer Welt, die vor ihm waren und neben ihm waren, und sie fand, daß diese unbedeutenden Männer viel hübscher, gefälliger und selbstloser waren als der bedeutende Doro, daß man sich viel besser mit ihnen unterhielt und daß sie vor allem den Ton viel besser trafen. Und an den Abenden, wo sie mit ihrem Mann ins Theater fuhr und er kein Wort

sprach, um das Organ zu schonen, oder, wenn er eine neue Rolle memorierte und das ganze Haus in Aufregung versetzte, begann sie sich damit zu helfen, daß sie die Reihe ihrer mondänen Anbeter an sich vorüberziehen ließ und sie mit ihrem Mann verglich, sie untereinander verglich und ihre Vorzüge und Chancen gegeneinander abwog, die Kapazität ihrer Liebe abschätzte, gustierte und überlegte. Aber sie kam zu keinem Resultat, vielleicht, weil der richtige doch nicht darunter war, oder weil der Künstler sie, bevor sie über die Grenze ging, doch immer wieder einzufangen und zurückzuholen wußte. Denn man mochte gegen ihn sagen, was man wollte, Liebesszenen spielte er noch immer großartig — besonders auf dem Theater. Und wenn sie während einer solchen Szene im Theater saß (sie war immer im Theater, wenn er spielte — er hielt darauf) und diese gewisse atemlose Stille eintrat, die das sicherste Symptom der Wirkung ist, und er da unten stand, im Bühnenlicht, mit Leidenschaften jonglierend, und sein Herz zum besten gab, und wenn sie da sah, wie alle Operngucker auf ihn gerichtet waren und wie die Wangen der Frauen dunkler wurden, während sie auf ihn schauten, und ihre Lippen zu zittern begannen wie unter geträumten Küssen, da liebte sie ihn wirklich, denn sie liebte alles, was kostbar und apart ist und was den Neid der Frauen erweckt. Und in solchen Minuten war sie auch stolz, ihn für sich allein zu haben, ihm zu gehören, seine

Frau zu sein, und alle ihre übrigen Verehrer wurden ihr gleichgültig, die vergangenen und die gegenwärtigen, sogar der Conte Roccabuono wurde es, in den sie sich seinerzeit in Monte Carlo ernsthaft verliebt hatte, wie auch er in sie übrigens, und der sie ja auch sicher geheiratet hätte, wenn ihm seine Geliebte nicht doch noch lieber gewesen wäre — eine ziemlich kränkende Sache, aber kein Grund, um einen schönen, jungen Mann dauernd zu hassen.

Und Doro wußte genau, was in ihr vorging, er kannte den geheimen Zusammenhang zwischen der Temperatur im Theater und der Temperatur ihrer Küsse, und er wußte, daß er ihre Liebe verlieren würde in dem Augenblicke, wo er als Künstler in Pension ginge. Aber das genierte ihn nicht, denn er dachte nicht daran, in Pension zu gehen, und er stand bereits in einem Alter, wo man weiß, daß nichts im Leben umsonst ist und die Liebe der Frauen am wenigsten. Kein Mann hat eine Frau länger, als er sie halten kann, das wußte er, aber noch konnte er sie halten. Noch holte er sie ein wenn sie sich der Grenze näherte, noch holte er sie zurück, so oft er wollte. Und darum war er auch nicht eifersüchtig. Er schaute den Männern, die seiner Frau huldigten, ins Gesicht und ging beruhigt weiter. Und er irrte nie. Bis sie ihm eines Tages die Mitteilung machte, daß sie bei einer Freundin den Conte Roccabuono getroffen habe, der von Rom komme und sich

ein paar Wochen hier aufhalten wolle, bevor er nach Paris ginge. Sie sagte das ganz harmlos, und Doro hörte scheinbar gleichgültig zu, aber in Wirklichkeit war er sofort eifersüchtig, zum ersten Mal. Ein Conte, der Roccabuono heißt, Ercole Roccabuono, der aus Rom kommt und nach Paris reist: Der Schauspieler sagte sich, daß er die Rolle eines Mannes, der so eingeführt würde, in jedem beliebigen Stück sofort übernehmen würde, und er kannte sich und sein Rollenfach, und er wußte, daß Männer, die so heißen und die er spielte, im dritten Akt gewöhnlich recht behalten.

Wenige Tage nach dieser ersten Erwähnung traf es sich, daß der Conte bei einem Souper, zu dem auch der Schauspieler und seine Frau geladen waren, der Tischnachbar der schönen Viola wurde. Es war ein Zufall, das merkte Doro sofort, sonst hätten sich die beiden viel lebhafter gewundert; aber das hinderte nicht, daß Viola sichtlich erfreut über diese Begegnung war und sofort um fünf Jahre jünger aussah als gewöhnlich, was bei einer Frau immer ein höchst bedenkliches Symptom ist.

Der Schauspieler schaute den Grafen an, der ihm bei Tische schräg gegenübersaß. Er verkörperte denselben Männertyp wie Doro, sah so aus, wie er selbst vor zwanzig Jahren ausgesehen hatte, aber ohne die Spuren des Metiers, das die Augenlider verdickt, den Mund deformiert und die Züge heraustreibt. Er hatte

marronbraunes Haar, marronbraune, sanfte und ein bißchen falsche Augen und den bräunlichen Teint des Südländers. Auch seine Stimme war dunkel wie seine Augen, klang weich und gefällig, aber manchmal wurde sie fester, und dann war jene herrische Liebkosung in ihr, die die Frauen lieben. Doro sprach mit seiner Nachbarin, erzählte von seinem jüngsten Gastspiel und gab Schauspieleranekdoten zum besten, über die die Tafelrunde mit jener Bereitwilligkeit lachte, die man einem berühmten Gaste schuldet. Er war schlecht gelaunt, spielte mißvergnügt seine Rolle und horchte dabei fortwährend über den Tisch, wo seine Frau mit dem Grafen über Reisen sprach. Der Conte berichtete von seinen Automobilfahrten und zog die Bilanz des Sommers: dreizehn Seen und siebentausend Kilometer. Und Viola schaute ihn bewundernd an, als wäre das ein großes persönliches Verdienst.

Im Laufe der nächsten Wochen traf man sich dann wiederholt in Gesellschaft, und das war jetzt kein Zufall mehr, sondern gesellschaftliche Verabredung, als solche also noch immer einwandfrei. Der Schauspieler tat, als merkte er nichts, und begnügte sich, dem Conte auf die Finger zu sehen. Aber der Aristokrat benahm sich tadellos. Seine Art, den Hof zu machen, war ebenso einwandfrei als gefährlich. Er machte nämlich überhaupt nicht den Hof, er sagte Viola nicht eine einzige Artigkeit, nur seine Augen machten ihr Komplimente,

wenn sie ihre Schultern streiften oder ihren Mund fixierten, während sie sprach, oder über ihre Gestalt hingingen wie eine kennerische Liebkosung. Und seine Anwesenheit, die er durchaus nicht betonte, war doch in jeder Gesellschaft nichts anderes als eine Huldigung für sie. Man fühlte das, sie fühlte es vor allem, daß sie der einzige Mittelpunkt seiner Aufmerksamkeit sei, daß sich alle seine Gedanken rund um sie herum drehten, daß er sie wünschte bei Tag und Nacht. Sie fand es sehr süß, so gewünscht zu werden, in einer Weise, die zu nichts verpflichtet. Und der Graf wußte genau, daß ihr das Vergnügen machte, er kannte den Typ und wußte ihn zu behandeln. Er ließ sich durch ihr Lächeln, durch ihre Liebenswürdigkeit, durch ihre Koketterie, die sie ihm zuwarf wie ein Almosen, nicht aus der Fassung bringen, sondern konversierte weiter, ruhig und wohlerzogen, und wartete den Moment ab. Er war fünfunddreißig, er reiste seit Jahren in Liebe und besaß schon die schöne Ruhe des großen Don Juans. Er war einer dieser Männer, die, wenn sie die Bekanntschaft einer Frau machen, die einen längeren Aufenthalt lohnt, in der ersten Viertelstunde ihre Diagnose stellen: ‚Sechs Wochen‘, oder ‚Acht Wochen!‘ oder schlimmstenfalls ‚Drei Monate‘. Und die dann ruhig diesen Termin abwarten, scheinbar, ohne das Geringste hinzuzutun, und deren unendlich vereinfachte Technik der Verführung einzig darin besteht, daß sie da sind, daß sie immer da

sind, und daß sie um die Frau, die sie haben wollen, herumgehen, beständig im Kreise um sie herumgehen, immer im gleichen Schritt, tagelang, wochenlang, monatelang, bis die Frau, die im Zentrum steht und ihnen mit den Blicken folgt, schwindlig wird, taumelt und fällt. Und dann reisen sie weiter.

Und der Conte war schon sechs Wochen in Wien und mußte seine Abreise immer wieder verschieben, wichtiger Geschäfte halber. Und der Schauspieler tat, als glaubte er an diese Geschäfte, die Viola immer wieder erwähnte, er tat, als glaubte er alles. Die Eifersucht vergiftete sein Denken und Fühlen, bohrte und quälte in ihm, daß er manchmal, wenn er allein war, hätte aufschreien mögen vor Schmerz, aber, wenn er mit Viola war, tat er kühl und gleichgültig und heuchelte unbedingtes Vertrauen. Und vielleicht war gerade das sein Fehler. Sie wartete auf einen Ausbruch und wartete vergeblich. Er gab ihr diese Szene nicht, bei der sie vielleicht wiederum applaudiert hätte, vielmehr, er gab sie ihr nicht zu Hause, unter vier Augen. Er wollte sie ihr im Theater geben.

Schon lange hatte er den Othello spielen wollen, aber nie den Mut gehabt, denn sein Leben eines verwöhnten Frauenlieblings war eigentlich immer sehr arm gewesen an Eifersucht. Eifersüchtig waren bisher immer nur die anderen gewesen, so sollten auch die anderen die Eifersucht spielen. Er hatte immer, und nicht mit Un-

recht, gefürchtet, daß er für diese ungeheure Leidenschaft schauspielerisch noch nicht reif sei. Aber in diesen letzten Wochen war er es geworden. Jetzt wollte er den Mohren spielen und seine menschlichen Qualen in einen schauspielerischen Triumph verwandeln, dessen Zeugen Viola und Roccabuono sein sollten. Das war sein Plan, und darum schwieg er und ließ den Grafen ruhig weiter kreisen und memorierte inzwischen seine Rolle. Alles Gift und alle Qualen und allen Jammer dieser letzten Wochen trug er da zusammen und baute damit seine Rolle. Da kamen die unterdrückten Tränen, die unterdrückten Schreie, die unterdrückten Brutalitäten zusammen und sammelten sich in der Rolle wie das Wasser einer Quelle in einem Reservoir. Und als das Reservoir ganz voll war, da machte er Viola die Mitteilung, daß er am nächsten Sonntag zu wohltätigem Zwecke den Othello spielen würde.

„Den Othello?“ sagte sie, „den willst du ja schon so lange spielen.“

„Ja,“ sagte er und fügte hinzu: „Wird Roccabuono noch da sein?“

„Ich weiß nicht, warum fragst du?“

„Du hättest ihn in deine Loge laden können,“ sagte Doro.

Aber als man Roccabuono zwei Tage später bei einem Rout begegnete, stellte sich heraus, daß er, so wie die Notiz in der Zeitung erschienen war, sofort Billette

hatte besorgen lassen und daß er der Vorstellung in Gesellschaft eines Herrn von der italienischen Botschaft beiwohnen würde.

„Ich bleibe Ihretwegen sogar drei Tage länger in Wien,“ sagte er zu dem Schauspieler mit dieser ausgesuchten Liebenswürdigkeit, deren er sich immer im Verkehr mit seinen Opfern bediente. „Ich habe seinerzeit Salvini als Othello gesehen. Ich bin neugierig, wie Sie die Rolle auffassen.“

„Ich werde den Mohren grau spielen,“ sagte der Schauspieler.

„O, wie interessant,“ rief der Conte und schaute auf Doros dünnes graues Haar. „Eine geniale Auffassung das!“

Doro dankte mit einem eisigen Lächeln und ging zu Viola hinüber.

„Weißt du,“ sagte sie, „ich möchte am Sonntag am liebsten von der Galerie aus zusehen. Da trifft man keine Bekannten.“

Das war seine Idee gewesen. Seinerzeit, da sie jung verheiratet waren, hatte er sie manchmal, bei großen, dankbaren Rollen, auf die Galerie geschickt, damit sie mitten unter seinem Publikum säße, mitten im Applaus. Der Vorschlag gefiel ihm, er war einverstanden. Denn der Galerie war er unbedingt sicher, wie alle alternden Künstler.

Und dann kam dieser große Abend. In den ersten

Akten, in denen er den edlen Mohren gab, war er noch der alte, der scharmante Heldenliebhaber, der sich diesmal um eine Nuance dunkler geschminkt hatte. Aber im dritten, wo sich die ungeheure Liebe in Haß zu verwandeln beginnt, verwandelte auch er sich plötzlich, wie unter der Wucht eines Erlebnisses. Eine Welt von Qualen preßte er in diese drei Akte, zwischen den Satz: ‚Weswegen hab ich mich vermählt!‘ mit dem der Sturm beginnt, und jenem tief schmerzlichen:‚ Hier steht der Mann, der einst Othello war!‘ der die Verwüstung abschließt. Es war ein ungeheures Crescendo der Leidenschaft bis zu dem Furioso dieser schauerlich schönen Szene, wo er auf der Desdemona kniet und sie mit wahnsinnig gewordenen Händen erdrosselt. Wie ein schwer verwundeter Stier raste er durch die Arena dieses letzten Aktes, und das Publikum tobte vor Vergnügen, wie immer, wenn es rotes Blut rauchen sieht.

Er hatte an diesem einzigen Abend einen ungeheuren Erfolg errungen und ein neues Rollenfach gefunden. Todmüde kehrte er heim. Aber als er zu Hause ankam, war Viola noch nicht zurück. Zu einer anderen Zeit hätte ihn das vermutlich stutzig gemacht, jetzt fiel es ihm nicht einmal auf. Es war merkwürdig, seitdem er die holde Desdemona mit Schauspielerhänden erwürgt hatte, war er nicht mehr eifersüchtig. Er hatte dieses Gefühl gleichsam ausgeschwitzt in der Hitze der theatralischen Darstellung wie einen Schnupfen und fühlte sich

wieder völlig heil und schmerzfrei. Nur müde war er, trostlos müde. Er war seit dem letzten Hervorruf um zwanzig Jahre gealtert. Und während er sich in sein Arbeitszimmer schleppte und fröstelnd auf den Diwan streckte, ergriff ihn diese ungeheure Erschöpfung der allzu stolzen Abende, dieser Kollaps des Erfolges, mit dem der Künstler den Triumph bezahlt. Zerstört, zermartert, völlig ausgesogen erwartete er jetzt mit geschlossenen Augen, geduldig wie ein Schwerkranker, Violas Rückkehr.

Endlich kam sie, rosig, vergnügt, mit animierten Augen, und rief schon in der Tür: „Großartig warst du! Wirklich großartig!“ in einem Tone, als wollte sie sich verteidigen. Dann ging sie rasch zum Spiegel und warf einen mißtrauischen Blick auf ihre Frisur.

Aber schon sprang er auf, um zwanzig Jahre verjüngt durch das Lob der geliebten Frau.

„Und Roccabuono?“ fragte er heiter. „Was sagte er?“

„Nichts!“ sagte sie und wurde rot im Spiegel. „Er war entzückt.“

Sie wandte sich um und fiel ihm um den Hals.

Am nächsten Tage kam eine Karte von Roccabuono mit p. p. c. „Erledigt!“ triumphierte der Schauspieler, warf die Karte zu den übrigen und ging in königlicher Haltung aus dem Zimmer. Erledigt! empfand auch Viola, aber es machte sie traurig. Denn sie liebte Rocca-

buono, sie hatte ihn immer geliebt. Allein erst seit gestern war sie sich dessen völlig bewußt, seitdem sie sich mit ihm heimlich aus dem Theater fortgestohlen hatte — im dritten Akt, als Doro gerade zu rasen begann.

Wenn Jugend wüßte

Das Gespräch am Stammtisch war glücklich dort angelangt, wo es nach dem dritten Glase Bier immer anlangt: bei den Weibern. Die Herren, durchaus ältere Junggesellen, rettungslose, verstockte, in ihre Einsamkeit verliebte Junggesellen, gaben ihre Vergangenheit zum besten, die gewissen Geschichten, die man mit zwanzig Jahren unter Tränen erlebt und mit vierzig unter Lachen erzählt, Geschichten von versäumten Gelegenheiten, von den unverzeihlichsten aller Sünden — denjenigen, die man aus Dummheit nicht begangen. Irgend einer aus der Runde zitierte bei dieser Gelegenheit den nachdenklichen Spruch der Franzosen: ‚Wenn Jugend wüßte und wenn Alter könnte . . .‘, und ein halbes Dutzend kahler oder grau gewordener Köpfe nickte schmerzlich. Nur einer, der Doktor Lorenz nickte nicht, sondern rief in seiner paradoxen Manier dazwischen: „Wenn Jugend wüßte? Wenn Jugend wüßte, so hätte ich heute einen zwanzigjährigen Sohn, meine Herren.“

Und natürlich mußte er sie dann gleich erzählen, diese Geschichte des Sohnes, den er nicht hatte.

Er war darauf gefaßt gewesen und begann: „Ich war damals zweiundzwanzig, Student im achten Semester, knapp nach dem österreichischen Rigorosum. Ich war ein bißchen verhockt, erholungsbedürftig, sollte aufs Land. Mein Vater, der es als Erzieher immer vortrefflich verstand, das Nützliche mit dem Unangenehmen zu verbinden, versprach mir, wenn ich erst das Doktorat gemacht haben würde, eine Pariser Reise. Aber damals mußte ich nach Schlesien hinauf, in eine ganz gottverlassene Gegend, wo wir ein kleines Bergwerk gepachtet hatten, mit dem mein Vater damals experimentierte und das ich dann später in eine Aktiengesellschaft umgewandelt habe. Ich sollte dem Verwalter auf die Finger sehen und mich so nebenbei mit dem Betriebe vertraut machen. Außerdem sollte ich studieren und mich erholen — lauter langweilige Aufgaben für einen jungen Mann. Ich fuhr ohne alle Illusionen hinauf, und die Wirklichkeit war noch viel schlimmer, als ich sie mir gedacht hatte.

Das Bergwerk lag über eine Stunde von der Station entfernt. Die Kolonie bestand aus zehn oder zwölf kleinen Arbeiterhäusern und dem Blockhaus, in dem ich, der Verwalter und die Lucie wohnten und das am Waldesrand lag, in einiger Entfernung vom Schacht.

Die Lucie, das war nämlich ein Pferd. Der Verwalter war übrigens auch eines. Wochenlang waren

diese beiden Lebewesen und einige schon längst verstorbene Juristen mein einziger Verkehr. Da starb in der Kolonie einer unserer Arbeiter, und bei dieser Gelegenheit lernte ich unseren Kuraten kennen: Ein gutmütiger, stichelhaariger, schmerbäuchiger, älterer Landpriester mit einem Gesicht wie ein roter Gummiball, einem elastischen Mund und zwei kleinen, verschmitzten Augen, so klein und so blau wie Veilchen. Sein Wandel war nicht völlig einwandfrei, darum war er auch nur Kurat, trotz seiner fünfzig Jahre. Er war übrigens eine mäßige Intelligenz und vollständig verbauert. Dennoch schlossen wir uns sofort einander an, vielleicht aus keinem anderen Grunde, als weil wir im Umkreise mehrerer Meilen die einzigen zwei Menschen waren, die Latein verstanden.

Nach der Beerdigung lud ich den geistlichen Herrn auf ein Gläschen Wein zu mir, und er kam dann öfter. Ein bis zweimal in der Woche saßen wir in dieser kleinen, am Bach gelegenen Laube beisammen, wo ich auch zu studieren pflegte, und übten uns im Weintrinken. Das heißt, der Kurat mußte sich nicht erst üben ... Aber auch das macht nicht glücklich in diesen Jahren. Meine Jugend verlangte nach ganz anderer Gesellschaft, nach anderen Räuschen. Der geistliche Herr, dem nichts Menschliches fremd war, verstand mich auch, und einmal, als ich ganz besonders einsilbig und verdrossen neben ihm saß, legte er seine schwere, apoplektische Hand auf die meine und sagte: „Ich weiß, was dir fehlt, mein Sohn."

„Ich auch!“ seufzte ich.

Er lächelte mit seinem graziösen Lächeln, das, wenn es ausbrach, sein kugelförmiges rotes Gesicht entzweischnitt, wie der Äquator den Globus.

Acht Tage später kam er in Gesellschaft eines jungen Mädchens zu mir. Ich war, wie Sie sich denken können, einigermaßen überrascht. Der Priester lächelte verschmitzt. „Fräulein Franzi, unsere Schullehrerin,“ stellte er sie vor. Ich erinnerte mich, daß er mir kürzlich von einer jungen Lehrerin gesprochen hatte, die in einer Erbschaftsangelegenheit einen juristischen Rat brauchte. Ich hatte damals spaßeshalber gesagt: „Schicken Sie sie zu mir, Hochwürden.“ Jetzt war sie da.

Er erklärte die Situation. Sie hätte allein kommen wollen, aber sich nicht getraut, und da sie ohnehin in einer Schulangelegenheit bei ihm zu tun gehabt, hätte er sie gleich mit herübergenommen. Das junge Mädchen wurde bei diesen Worten rot, sie genierte sich augenscheinlich furchtbar. Sie sagte mir ‚Herr Doktor‘ und hatte einen ungeheuren Respekt vor mir und meinen Kenntnissen. Was mich nicht hinderte, angesichts ihrer jungen Schönheit ebenso verlegen zu werden wie sie es war.

Wir nahmen also — diesmal zu dritt — in der kleinen Weinlaube Platz, deren Ranken der nahende Herbst schon bunter zu färben begann. Der juristische Teil war bald erledigt. Es handelte sich um einen dieser

eingebildeten Erbschaftsansprüche, die sich juristisch ungebildete Leute so häufig in den Kopf setzen, und die sich, wenn sie nicht beizeiten von einer Autorität ausgemerzt werden, oft zu einer regelrechten fixen Idee auswachsen und eine Existenz vergiften. Nachdem ich den Fall galant erwogen, versprach ich ihr, darüber an einen befreundeten Advokaten nach Wien zu schreiben, und jetzt wurde die junge Lehrerin plötzlich so vergnügt, als hätte sie den hoffnungslosen Prozeß bereits gewonnen.

Ich ließ Wein kommen, der geistliche Herr knöpfelte seine Soutane auf, und die Stimmung wurde animierter. Franzi sprach den aufgetischten, recht einfachen Leckerbissen mit dem doppelten Appetit der armen Lehrerin und des jungen Mädchens fleißig zu und erzählte dabei, nippend, kostend, naschend, wie die Frauenzimmer am liebsten und am hübschesten plaudern, von ihrer Jugend, von der Lehrerinnenbildungsanstalt, ihrer Ernennung, ihren ‚Kindern‘, wie sie ihre Zöglinge scherzhaft nannte, der Dummheit dieser Bauernsprößlinge und der noch größeren ihrer Eltern. Auch in Wien war sie einmal gewesen, drei Tage lang, und das war augenscheinlich ihr größtes Erlebnis, denn sie sprach mit kindlich schimmernden Augen davon und kam immer wieder darauf zurück. Bald lag ihr ganzes junges Leben vor mir ausgebreitet, artig, banal und unschuldig, wie eine dieser Stickereien, die junge Mädchen machen. Aber ein Duft stieg von dieser anspruchslosen Stickerei empor,

ein reiner Hauch der Unberührtheit und Jungfräulichkeit, der mich berauschte. Wie alt mochte es sein, dieses blühende Kind mit den sanften Augen, die so rein und klar schimmerten wie eine junge, im Walde versteckte Quelle, mit diesem weichen Kindermund, der frisch und unerfahren war wie eine noch ganz kindische, über Nacht erblühte Rose, von deren zarten Blättern die Frühsonne den Tau noch nicht weggeküßt hat? Achtzehn, höchstens zwanzig Jahre. Und stand allein in der Welt, eine Waise, und mußte das Brot für den purpurnen Mund selbst herbeischaffen, sich sorgen, ärgern, plagen, ohne eine andere Aussicht, als alt und häßlich zu werden, um schließlich als ältliche Jungfer oder mißbrauchte, halbverhungerte Lehrersgattin in die ersehnte Pension zu gehen. Und jenes tiefe, ebenso aufrichtige als im Grunde unangebrachte Mitleid überkam mich, das uns alle, die wir noch die galante Weltanschauung im Leibe haben, befällt, wenn wir junge Mädchen neben uns und mit männlichen Waffen den Kampf ums Dasein kämpfen sehen, — besonders wenn das junge Mädchen hübsch ist, was allerdings herzlich unlogisch ist, denn die häßlichen, die niemand bedauert, sind jedenfalls weit bedauernswerter.

Es war Abend geworden. Die Sonne schien rot auf den Moosboden, und die purpurnen und zitronengelben Blätter im Weinlaub begannen zu glühen wie Fräulein Franzis Wangen. Die dritte Flasche flog aus-

getrunken beim Laubenfenster in den Bach hinaus, der draußen mit den bemoosten Steinen tratschte. Langsam, wie ihr der Wein in den Kopf, war mir die Liebe ins Herz gestiegen, und nun waren wir beide berauscht. „Mir scheint, ich habe einen Schwips," sagte Franzi lachend und legte die Hände auf die Stirne. Und mit derselben Gebärde griff ich mir an mein betrunkenes Herz. Aber der geistliche Herr erhob sich feierlich, das Glas in der vom Trunk gedunsenen, groben Bauershand.

„Meine Lieben," sagte er, „für mich wird es Zeit, zu gehen. Ich leere mein Glas auf euer Wohl, auf das Wohl der Jugend . . ." Er versuchte ein schalkhaftes Lächeln, das ungeschlacht ausfiel, und trank das Glas langsam, mit Verständnis aus. Dann knöpfelte er die Soutane zu und winkte Franzi, die sich ihm anschließen wollte, sitzen zu bleiben. „Es schickt sich nicht, meine Tochter," sagte er, „unser liebenswürdiger Wirt wird dich im Wagen nach Hause bringen."

„O gewiß!" beteuerte ich erglühend.

„Soll ich denn wirklich noch . . .?" sagte Franzi. Aber da schritt der Priester schon mit einem kurzen „dominus vobiscum" schwarz und schwerfällig über die Wiese, auf den nahen Wald zu, in dem er verschwand. Wir schwiegen beide. Die Lichter im Weinlaub waren ausgegangen, und wir wurden ernst wie der Abend. Nach einer Weile sagte Franzi: „Armer, geistlicher Herr, nie darf er sich vergessen."

Ich schaute sie gerührt an und seufzte.

Natürlich war es mir klar, daß ich die Situation, deren Verfänglichkeit ich deutlich empfand, gehörig ausnützen mußte. Aber wie fast alle ganz jungen Männer war ich trotz allem theoretischen Zynismus von einer unglaublichen Schüchternheit und hatte einen ungeheueren Respekt vor den Frauen, die ich insgesamt für Heilige oder Engel hielt. Wenn Jugend wüßte ... Aber dann wär sie eben nicht jung.

Ich machte einen ruchlosen Plan: Sie mußte übers Nachtmahl bleiben. Mittlerweile würde es finster werden, und mit der Dunkelheit würde meine Kühnheit wachsen — ich kannte mich. Sie, in ihrer Unschuld, nahm meine Einladung, vor der Heimfahrt noch einen kleinen Imbiß zu nehmen, dankbar an. Aber eine halbe Stunde später, als die Arbeiterfrau, die mich bediente, bereits abgeräumt hatte und wir in der tiefen Dämmerung der Laube mutterseelenallein saßen, titulierte ich Franzi noch immer als gnädiges Fräulein und saß ihr genau so respektvoll gegenüber wie am Nachmittag.

„Jetzt muß ich aber fort," sagte sie, und ich sah es ein und ging, die Lucie auf das, was ihr bevorstand, vorzubereiten. Aber die alte Dame lag tief im Stroh und hatte alle viere von sich gestreckt wie ein Schaukelpferd. Ich kannte die Lucie. Wenn sie einmal so lag, stand sie so leicht nicht wieder auf. Ich zog ihren Kopf an dem Halfter empor, sie schaute mich klagend an, als

wollte sie sagen: ‚Also dazu wird man alt und grau‘, und stöhnte, wie sehr alte Leute tun, wenn sie zu schwach sind, eine Beleidigung zu erwidern. Ich schaute in die Krippe, sie hatte nichts gefressen. Offenbar war sie krank. Welch ein Glücksfall!

„Mein Fräulein,“ meldete ich Franzi, die vor der Stalltüre wartete, scheinbar tief betrübt: „Wir können nicht fahren. Die Lucie ist krank.“

Sie erschrak. „Was tun?“

Ich faßte mir ein Herz und preßte heraus: „Ich würde Ihnen vorschlagen, hier zu übernachten, wenn ...“

„Was fällt Ihnen ein?“ sagte sie, und beim Schimmer der Stallaterne sah ich, daß sie über und über rot wurde: „Ich muß unbedingt morgen früh in der Schule sein.“

„Wir können vielleicht zur Station gehen und dort einen Wagen nehmen.“

„Ach was, da geh ich doch lieber gleich zu Fuß.“

„Ja,“ sagte ich, bemüht, den Jubel in meiner Brust zu dämpfen. „Und ich — ich begleite Sie!“

„Gut — dann gehen wir durch den Wald,“ sagte sie, „so bin ich um eine halbe Stunde früher zu Haus.“

Das auch noch: Durch den Wald!

Wir machten uns auf den Weg, und bald umgab uns die doppelte Nacht des schlafenden Forstes. Niemals wieder befand ich mich in einer ähnlich verfänglichen Situation, und niemals habe ich sie weniger ausgenützt.

Es war eine dieser ganz seltenen Gelegenheiten, wo die Verführung aufhört und alles selbstverständlich wird. Nicht aber für mich; ich ging neben dem schönen Mädchen einher, und während ich über die beste Art, mich ihr zu erklären, grübelte, verrannen die köstlichen Minuten. Schon war eine halbe Stunde um, schon eine Stunde dahin, und noch immer sagte ich zu Franzi ‚Fräulein,‘ und wenn ein Hindernis den Weg versperrte, streckte ich ihr, statt sie in beide Arme zu fassen, zwei Finger zaghaft und galant entgegen wie bei einem Menuett.

Der Weg wurde schlechter, der Wald immer mächtiger. Eine Wurzel sperrte, wie im Sommernachtstraum, heimtückisch den Weg; Franzi stolperte und fiel mir dabei in die Arme. Ich richtete sie vorsichtig wieder auf, mit scheuen Berührungen, als wäre sie von Porzellan und könnte mir in der Hand zerbrechen. Dann faßte ich ein Herz: „Mein Fräulein,“ sagte ich, und die Worte saßen mir würgend im Halse wie zu große Bissen, „mein Fräulein, darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?“

Sie nahm ihn an, zu meinem Erstaunen, ohne über diese Zumutung im geringsten zu erschrecken. Und während sie sich tapfer und vertraulich einhängte, begann ich plötzlich am ganzen Leibe zu zittern.

„Was haben Sie?“ fragte sie besorgt.

„O nichts — die Nachtluft.“

Sie hing so fest, so nah an mir, daß die Wärme ihres Körpers in mein Blut überströmte, daß mich,

während sie sprach, der Hauch von ihrem Munde liebkoste. So gingen wir, ineinander verschränkt wie ein Liebespaar, und sprachen dabei von den gleichgültigsten Dingen. Einmal stießen wir, in der dicken Dunkelheit, mit den Nasen aneinander. Franzi lachte laut auf, daß es wie ein Schrei durch die ungeheure, ernste Stille des Waldes erscholl, wie der herausfordernde Schrei eines munteren, verliebten Mädchens, dem man einen Kuß rauben will. Allein ich dachte nicht daran, und die Einsamkeit trank den lachenden Schrei . . .

Der Mond war aufgegangen und warf sein Gold in den schwarzen Wald. Die hohen Stämme der Tannen waren gefleckt vom zitternden Mondlicht, der ganze Boden war gefleckt, vergoldet. Am Rande der Lichtungen lag der Mondschatten der Bäume, schwer, dunkelbraun und samtig, mit traumhaft verfließenden Rändern, und über den Wiesen schwebte der Mondnebel wie ein unsäglich zarter, von Elfenhand gewebter, goldener Schleier.

„Wie schön! Wie schön!" sagte Franzi, und wortlos starrte ich mit weitaufgerissenen Augen in die Landschaft, in dieser dreifachen Ekstase von Jugend, Verliebtheit und Mondlicht.

Wir schritten weiter, aber meine Begleiterin hing immer schwerer in meinem Arm und ging immer langsamer. Schon waren wir an die zwei Stunden gegangen, und sie war müde. Ihr Köpfchen schwankte wie eine schwere Blüte, und ihr Geplauder schlief ein. Ein

halbes Kind noch, übermannte sie auch die Müdigkeit wie ein glückliches Kind, für das der Schlaf noch ein absoluter König ist, dessen bloßer Wink unbedingten, willenlosen Gehorsam heischt.

„Setzen wir uns!“ hauchte sie müde, und alsbald saßen wir am Rande einer Lichtung, im duftigen Mondschatten, auf einem umgestürzten Baum. Der Schlaf übermannte sie um so gebieterischer, als ihm der Wein zu Hilfe kam, und eh ich mich dessen versah, lag das schöne Mädchen in meinem Arm, den sie mit einer letzten mechanischen Bewegung sich um die Hüfte legte, und schlief, das duftende Haupt an meiner Schulter, zutraulich, tief und glücklich, wie die Kinder schlafen.

Und ich, ich wachte über diesen Schlaf, den zu stören mir ein Verbrechen geschienen hätte. Drei Stunden lang hielt ich sie reglos im Arme, die Frau, die ich vielleicht heißer begehrt habe, als irgend eine andere; drei Stunden lang starrte ich unverwandt in dieses süße Mädchengesicht, dessen weiche Züge sich mir unvergeßlich eingeprägt haben, und drei Stunden lang widerstand ich dieser Versuchung, den Mund zu berühren, der schwellend und kußbereit neben mir atmete.

Die Nacht ging zu Ende, der Mond stand hoch im türkisblauen Nachthimmel, und der Schatten floh in den Wald zurück. Nun ging der Mondschein über uns hin, und ich saß da von Licht überschüttet, wie mitten in einem Traum. Ja, wie ein Traum war alles, diese

ganze goldene Dämmerung der Landschaft, die laue Mondluft, die Bäume, die duftumflossene Wiese, der lichte Nachthimmel mit seinem goldenen Schmuck — all das war wie geträumt, und auch das junge, heiße Mädchen in meinem Arme schien mir nicht wirklich zu sein: Es war mein Traum vom Weibe, den ich umschlungen hielt.

Der zarte Schattenflaum, den ihre langen Wimpern warfen, begann zu zittern, ein sehnsüchtiges Strecken ging durch ihren Körper, ihr Mund zuckte, und plötzlich schlug sie die Augen auf und fragte süß erschrocken: „Was tun Sie . . .?“ „Nichts!“ beteuerte ich. Sie sprang lachend empor; mein Arm, der sie umfangen hatte, sank wie gelähmt zu Boden.

„Ein dummer Traum!“ sagte sie und wischte sich das Haar aus der Stirne.

Eine Stunde später standen wir im Morgengrauen am Waldrande, und uns zu Füßen lag ihr Dorf. Nun hieß es rasch Abschied nehmen, wollte sie noch unbemerkt in ihre Kammer schlüpfen. Sie gab mir die kühl gewordene Hand. Ich aber sagte heiser, mit dieser jähen Frechheit, wie sie die Schüchternen manchmal anfällt: „Geben Sie mir einen Kuß!“ Da hub sie ein schelmisches Gelächter an und gab mir einen Nasenstüber wie einem Kind. Nun faßte ich Mut und streckte beide Arme nach ihr aus. Aber schon fegte sie in ihrem lichten Kleid die Wiese hinunter, mich mit einer Gebärde beschwörend, ihr nicht zu folgen.

Wie ich an jenem Morgen nach Hause kam, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß, als ich am Abend erwachte, ein Telegramm auf meinem Tische lag, das mir gebot, sofort nach Wien zu fahren. Mein Vater war plötzlich schwer erkrankt. Ich reiste sofort, und als ich nach Hause kam, war er tot. Meine Verhältnisse änderten sich total; Monate hindurch hatte ich kaum Zeit an Franzi zu denken. Endlich, gegen das Frühjahr zu, fuhr ich wieder nach unserer Pachtung hinauf, entschlossen, das schöne Mädchen aufzusuchen und festzuhalten. Denn schon war ich ein Mann und wußte, was ich wollte. Allein als ich im Wirtshaus ihres Dörfchens nach ihr fragte, brach der Wirt in ein gemeines Lachen aus: „Die Franzi?“ sagte er: „Die schöne Fräul'n Franzi? Na, die ist nicht mehr Lehrerin bei uns. Weil das nämlich doch nicht gut geht, wenn eine ledigerweis ein Kind kriegt.“

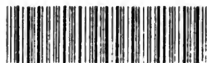
„Was Sie sagen!“ rief ich entsetzt, aus dem Himmel meiner Träume stürzend: „Von wem?“

Da machte der böhmelnde Wirt sein pfiffigstes Gesicht und sagte mit komisch erschreckter Gebärde:

„O, das darf ich nicht sagen! .. Das wär eine Religionsstörung! ...“

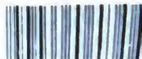
Wenige Wochen vorher war der Kurat strafweise versetzt worden.“

Buchdruckerei Roitzsch, G. m. b. H., Roitzsch.


b89006155238a







·EGON·FLEISCHEL & C°
·BERLIN·